

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Zeichenparade	311
Kryptomane. Von Karl Gustav Jung	325
Hunf und Sozialismus. Von Camille Maucclair	335
Selbstmordigen. Von Koeller-Weid, Friedlaender, Gendel, Wink	340
Offiziersjah. Von Friedrich Sch	342
Gewinngefährliche Selbstmordkrankheit. Von Arthur Reigner	347
Die Handelsverträge. Von Wink	351

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Friedrichstraße 10.

1905.



WEINSTUBEN
IN GEDIEGENSTER,
DEUTSCHER KUNST!

HAUS
TRAR
BACH

DIE EDELSTEN WEINE!
DIE SORGSAMSTE KÜCHE!
BERLIN, W. BEHRENSTR. 47.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Friedrichstraße 10 sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditoren.

Brockhaus
 Konversations-Lexikon
 Neueste revidierte Jubiläums-Ausgabe liefern wir komplett in 17 starken Halblederbänden unter Bedingungen, welche eine kaum löbliche Anschaffungsweise bedeuten. Illustrierten Luxusprospekt No. 2114 auf Verlangen gratis.
Bial & Freund, Breslau 2
 Vertreter wollen sich melden.

Von
Dr. Adam Karrillon

dem Verfasser d. „Michael Hely“ erschien noch
 „Eine moderne Kreuzfahrt“

Gr. 8° illustr. M. 4,60,

elegant gebunden M. 5,80.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie vom

Verlag von Fr. Ackermann
 in Weinheim i. B.

Harmoniums

Der Herrm. Schiedmayer-Pianosofabrik Fabrikant
 Str. Mecht d. Röhre und Mühlgr. Berlin, Bölow-
 strasse 46. Maschinen von best. ersten Musik-Instru-
 menten. Zuverlässige Orgel- und Kirchenorgeln von

28. 180 an. Wenn Verlangt den illustrierten Katalog gratis und franco.

Th. Linde.

Zahnziehen ohne Narkose!

Zähne ohne Platte. * Porzellan-Plomben.
 Hervorragend hygienisch ausgestattet.

jetzt: **Leipzigerstr. 115|116** neben Wein-restaurant Traube.



Berlin, den 25. Februar 1905.

Seichenparade.

Unter Goethes politischen Sprüchen ist einer, in dessen mild spottender Weisheit ernster Sinn heute oft Trost suchen muß; und manchmal auch finden kann. „Ob eine Nation reif werden könne, ist eine wunderliche Frage. Ich beantworte sie mit Ja, wenn alle Männer als dreißigjährig geboren werden könnten. Da aber die Jugend vorlaut, das Alter kleinlaut ewig sein wird, so ist der eigentlich reife Mann immer zwischen Beiden geklemmt und wird sich auf eine wunderliche Weise behelfen und durchhelfen müssen.“ Ungefähr eben so, nur aus härterem Herzen, spricht des Dichters Alba zum Grafen Egmont: „Glaube nur, ein Volk wird nicht alt, nicht klug; ein Volk bleibt immer kindisch.“ Daß er nicht glaubt, wird Egmonts Verhängniß. Im Kerker noch sieht sein Wahn ein Volk sich sammeln und mit anschwellender Gewalt den alten Freund erretten, sieht er der Freiheit des einbrechenden Tages sich fröhlich über gestürzte Mauern entgegensteigen: und das Volk, auf dessen wohlgemeintes Drängen er hofft, drückt sich vor seinem Namen weg, als das liebe Mädchen es mit schwacher Stimme zur Befreiung ruft. Ein Volk bleibt immer kindisch. Freilich wollte unser Dichter zwischen Volkheit und Volk unterschieden wissen. „Jene spricht immer das Selbe aus, ist vernünftig, beständig, rein und wahr. Dieses weiß niemals für lauter Vollen, was es will. Und in diesem Sinn soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein, ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiß und der Gute gern befriedigt.“ Ihn heute noch zu vernehmen, ist nicht leicht. Das Volk lärmst so laut, der Zeitungschreiber (vor dem auch Goethe schon warnte) karrt mit so schlauer Ge-

schicklichkeit den Kinderinstinkt, daß der erwachsene Wille der Volkheit sich kaum noch Gehör schaffen kann. Wenn es nicht arbeitet, für die Sättigung des Magens, der Eitelkeit, der Geschlechtslust sorgt, guckt das Volk in die Bilderbibel. Da ist der Reiche ein Geizhals und Leuteschinder, jeder Arme ein edler Held. Da tragen die Könige Kronen und Der noch, der sie zu schelten wagt, thut's im Ton des zur Wuth gereizten Lakaien. Da sind Paraden und Schlachten zu sehen, Hochzeiten und Trauerfeiern, Aufzüge jeglicher Art; natürlich auch all die Gräuel, die irgendwo in der Welt geschahen oder geschehen sein könnten. Und im Text steht, was der Beschauer von den abgebildeten Personen und Ereignissen zu denken hat. Daß auf dieser Erde Alles gut oder böse, schneeweiß oder pechschwarz ist. (Nur nicht verrathen, daß es Komplementärfarben giebt, aus weißem Licht farbiges werden und kein beleuchteter Körper Farben zeigen kann, die in dem einfallenden Licht nicht schon vorhanden waren.) Steht, wen man zu lieben und wen zu hassen hat, wo Bewunderung und wo Verachtung ziemlich angebracht ist. Nichts von der Verschiedenheit der Zonen und Zeiten, Kulturen und Lebensalter; immer noch klingts, als lebten wir in dem undifferenzierten Sechstageswerk des Gartenherrgottes. Wer seinem Interesse gehorcht, wer gar, mit Haecel, selbst im erhabensten Handeln die tiefe Wirkensspur des Egoismus findet, ist ein Nicht und gehört nicht in die Gemeinschaft der Reinen. Nicht Alle sind sibelgläubig; oft hört man Einen über das alberne Kinderbuch klagen. Nur nicht allzu laut. Der Unzufriedene schweigt auf dem Markt, meidet am Liebsten die laute Gasse, um nicht zwischen Kleinslauten und Vorlauten eingeklemmt zu werden, und drängt den Willen ins stillste Wesensgemach. Draußen empfinde den lästigen Mahner doch nur höhnischer Schimpf. Der? Dem ist's Dünkelvergnügen, förderts wohl auch die Schacher-machei, wenn er immer was Anderes sagt als der Chor der Verständigen, als verständig von der hohen Behörde Geachtet. Und von Dem laßt Ihr Tröpfe Euch aus fester Gewißheit locken? Solches Schreckgeschrei paßt in die Akustik der Kinderstube. Namentlich der deutschen, die ihre besonderen optischen und akustischen Geseze, ihre eigenen Spiel- und Moralregeln hat. Unverkünstelte Kinder lehrt der Instinkt, was ihnen nützen, was Schaden kann; wir sind stolz darauf, daß wir bei der Erörterung öffentlicher Angelegenheiten nach Nutzen und Schaden nicht fragen. Auch anderswo giebt's dumme und schlechte Zeitungen, nur bei uns aber eine Sibelpresse, die alle Psychologie verpönt, alle Personen aus dem weißen oder dem schwarzen Farbentopf stüncht. (Als charakteristisch zu vermerken: überall greift der Massengeschmack nach den opponirenden Blättern, meist den radikalsten; unsere Bettel suppe fürs große Publi-

kum wird im Hause Scherl gekocht, dessen wichtigster Grundsatz ist, gegen keine herrschende Macht, keine im Augenblick noch anerkannte Größe je ein Tadelswörtchen zu wagen.) Nirgends wird so viel geschwätzt, so fruchtlos die Zeit vertrödeln wie bei uns. Der Reife muß sich auf eine wunderliche Weise behelfen und durchhelfen; und die Volkheit wird sich Gehör schaffen, wenn ihrem Leben Gefahr droht. Das Volk aber, das doch so gut zu wirtschaften, neue Handelswerthe zu finden, seinen Privatprofit so sicher zu erjagen weiß wie irgend ein anderes, scheint sich in kindischer Politijerei recht behaglich, zu ernster Behandlung öffentlicher Vorgänge heute noch unfähig zu fühlen.

Auf allen Gebieten sieht mans. Laſet Ihr, welche läppiſche Abſcheulichkeit von den Prominenten der Reichshauptstadt als Schillerfeier für den Mai-monat geplant wird? Statt die Dramen des Dichters endlich einmal der deutſchen Menge, der ſie gehören, in einem anſtändigen Spielhaus, an deſſen Thür keine Zahlung verlangt wird, zu zeigen, will man „einen Feſtzug und muſikaliſch-deklamatoriſche Abendunterhaltungen arrangiren;“ eine elende Biermummerei mit Herolden, Fanfaren, Kränzen und theatraliſch gepuſzten Mimen neſt Chorgeplärr und der üblichen Schwazpathetik. Der Unſug, der mit zehn Doppelkronen zu theuer bezahlt wäre, ſoll hunderttauſend Mark koſten, eine Summe, für die man im beſten berliner Theater, ohne Eintrittsgeld zu fordern, an dreißig Abenden Schiller ſpielen könnte. Wo zu? Wir brauchen eine Schillerfeier für Kinder; und werden ſie haben. Laſet Ihr auch, was nach dem Tode des Meiſters Menzel gedruckt worden iſt? Den ſchönen Anekdotentratsch und die dumme Mär, in Berlin habe Jeder den Maler gekannt und am Begräbniſstag ſei in allen Zügen das Bewußtſein des Verluſtes ſichtbar ge-wieſen, „den die geſammte Kunſt- und Kulturwelt durch den Tod des genialen Mannes erlitten hat“? Daß es geglaubt werden könne, dünkt faſt unmöglich. Hundertmal ſahen wir den Maler in Frederichs Weintube, in Joſtys Konditorei ſißen und ſtaunten, daß dieſen Zwerg, deſſen körperliche Abnormität doch auffallen mußte, nicht mehr Gäſte kannten. Von ſeinem Tod wurde weniger geſprochen als von dem neuen Abenteuer der Gräfin Montignoso. Muß denn immer gelogen werden? Adolf Menzel hat die Freude erlebt, noch ehe es nachtete, den Werth ſeiner bunten Schöpfung anerkannt und weit über die Grenzen der Heimath hinaus bewundert zu ſehen. Ihm ward das Schickſal des Künſtlers erpart, deſſen „Erdenwallen“ der Achtzehnjährige in einem Cyllus von Federzeichnungen beſchrieb; unter dem letzten Blatt ſtehen da die Worte: „Der Baum iſt zwar gefallen, aber erſt, da er am Boden liegt, über-

sieht man ganz die Herrlichkeit seiner Fruchtpracht; und über ihm steigt leuchtend das Gestirn des Tages auf.“ Für Menzel hat die Mitwelt so viel gethan, daß der Nachwelt fast nichts mehr zu thun bleibt. Populär aber ist er nicht geworden; konnte er auch nicht werden. Sein König hat den Lebenden, der ihm der Maler Fritzsch und Wilhelm, ihrer Höfe und ihres Preußenheeres war, eifern geehrt und dem Toten eine Trauerfeier gerüstet, wie sie auf märkischem Boden sonst nur Fürsten und Feldmarschällen gewährt wird; noch nie wohl schritt, seit Belazquez bestattet ward, ein Kaiser hinter dem Sarge eines Künstlers. Ein Verhältniß wie zwischen Karl und Lizian wars dennoch nicht; und Berlin ist durch Menzels Tod nicht, wie einst Venedig durch Lizians, verarmt. Auch die Reichshauptstadt hat den achtzigjährigen Menzel auf ihre Art „gefeiert“ und dem Ehrenbürger in dicken Bündeln Lobsprüche aufs Grab gelegt; doch immer blieb Rednerei. Vor neun Jahren schrieb mir Theodor Fontane, er habe sich in dem für die „Zukunft“ bestimmten Artikel bei Menzels „Kunsthum nicht lange aufgehalten, aber Einiges über den Menschen gesagt, der vielleicht noch größer ist als der Maler; ein ganz grandioser kleiner Knopp. Die furchtbaren Anfeindungen und Ansingungen fallen auf das in all seinen Festen immer so elend abschließende Berlin, nicht auf den kleinen großen Mann. Mein Artikel hat wenigstens drei gute Stellen. Das will ich vorm Richterstuhl der Ewigkeit vertreten, während ich in sämtlichen Menzelartikeln zusammen genommen noch immer keine drei guten Stellen gefunden habe. Blech, geist- und witzlos vom Anfang bis zum Ende, das Meiste mit der Elle zu messen.“ Seitdem haben wir noch weiter gebracht. In zwei, drei Nekrologen war ja Gescheites, war vielleicht Feines gesagt. Aber die Summe, der Massenchor, das große A der Allgemeinheit, das Alles überschrie, und nach dem ersten Gebrüll dann der Hundetrab der zur Anekdotenjagd losgepoppelten Meute: die stillen Menzelsfreunde überließ. Der größte Maler des Jahrhunderts. Von entscheidender Bedeutung für alle Nachgeborenen. Der preussische Malerfürst. Näher stand dem König Keiner, doch dem Volke schlug sein Herz. Und dieses Volk liebte, jedes Kindermädchen und jeder Schusterjunge kannte ihn, wick ihm ehrfürchtig aus. Und sein Freimuth, sein trügerischer Künstlerstolz, seine göttliche Grobheit. Und so weiter. Nirgends ein Versuch zur Differenzirung, ein Bemühen, Grenzen zu ziehen und in der Begrenztheit persönliches Wesen zu zeigen. Wozu? Wer nach berühmtem Leben stirbt, gehört aufs Paradebett. Weg mit den Furchen, den Malen müder, zerquälter, vergrämter Menschlichkeit; Fettschminke decke die Stellen, über die der Pflugskar der Zeit hinging. Wascht die Leiche, balsamirt, parfümirt, frisiert sie, stopft die Wacken

hüßlich straff; und hängt die Lippe, so setzt Zähne ein, daß der Kiefer uns nicht das Puzwerk verderbe. *De mortuis nil nisi bene.* Schade, daß man dem kleinen Menzel nicht rasch ein paar Schuhlängen ankleistern kann. Doch er liegt ja, steht nicht mehr auf; da merkt man's nicht. Erkennt Ihr ihn denn noch? Gleich er, unter den papiernen Guirlanden, im Pomp nicht fast schon dem Titanen, den wir gestern besanneten? Was thut's? Die Leiche ist schön.

De mortuis nil nisi bene (nicht: bonum): Chilon's Mahnung, nicht in unwürdigem Ton über Tote zu reden, wurde in den Fabelrath umgefälscht, von den Toten nur Gutes zu sagen. Hat Menzel selbst etwa so? Hat sein Stift uns, sein Pinsel flecklose Heroen gezeigt? Seht seinen Gripen an, seinen Wilhelm, das ganze Gewimmel seiner Menschheit, von Voltaire bis zu den oberschlesischen Eisenarbeitern: sie Alle stehen mit festen Beinen auf unserer Erde und gucken nicht hinter's Gewölk; sie Alle sind menschlich und schämen sich nicht, allzu menschlich zu scheinen. Der kleine Jesus sogar, auf dem merkwürdigen Bilde, das fast wie eine Mythenkarikatur wirkt, ist, trotz dem Glorienflimmer, ein altkluges Judentnäblein von Fleisch und Bein. Der kleine Herenmeister, der dem Erzähler Auerbach selbst, trotzdem die sentimentale Spießindigkeit des als Bauer verummten Sinniers ihm unausstehlich sein mußte, Artiges zu sagen vermochte (und schon deshalb nicht gar so grob gewesen sein kann), hätte es eher vielleicht mit Voltaire gehalten, der einst schrieb: *On doit des égards aux vivants; on ne doit aux morts que la vérité.* Eher; auch gegen die Pflicht zu égards hätte er sich vielleicht noch gewehrt. Und dieses Kyklophen, dieser echte Sohn der Gaia soll nun ins Kinderpantheon? Der Mann, der, wie der andere Preuße aus dem Jahrgang 1815, mit allen Mängeln, ohne alle *Retoucheur*-Kunst, im hellsten Licht ausgestellt werden kann?

Das Problem Menzel wurde wohl erst durch intime Kenntniß des Menschen gelöst. Mir war er stets ein unheimliches Räthsel. Ein Riesenschädel auf einen Zwergumpf gestülpt. Der Kopf eines Gymnasialprofessors, der finster blicken gelernt hat, weil sonst die Schuljungen den Dreifäsehoch nicht recht respektirten? Wenn er die Brille abnahm, war's, mit der Maurerfräse, der Kopf eines alten Handwerkers. Nichts Artistisches; nur auffallend feine Hände. Das ganze Männchen fast zeitlos; zieht ihm einen Zunftittel, den Rock eines Rathschreibers an: und es paßt in das Saeculum frühdeutscher Stadtherrlichkeit. In Gang und Haltung noch kein Greis; und Einer doch, den man sich nicht jung denken konnte, beim Liebchen, in den Sauserjahren aufsteigender Säfte; der, wenn man ihn nach Lustren wieder sah, unverändert schien, unveränderlich. Dazu das fabelhafte, aller Schwierigkeit spottende Können und

die scharfkantige Persönlichkeit, der doch der letzte Reiz fehlt, die ohne Leidenschaft ist und den Schauenden oft in Bewunderung frösteln läßt. Im sichtbaren Wesen die seltsamsten Widersprüche. Man sieht den trotz festen Sehnen zarten Zwerg, den Achtziger, abends hastig Portionen verschlingen, von denen ein stämmiger Drescher satt werden könnte, sieht die Excellenz, die auf Rang und Titel so stolz ist, zu mitternächtiger Stunde am Kaffeehaustisch zwischen Rennplatzjobbern und Strichgängerinnen schlummern. Hört, daß der Ritter vom Schwarzen Adler kein Hoffest veräuht und zu Haus, bei kaltem Ofen, auf seinem Leiterchen hockt, in Wollenhüllen, wie der Anstreicher in einem Neubau. Daß er die linke Hand durch strenge Erziehung gezwungen hat, ihm so sicher und pünktlich zu Dienst zu sein wie die rechte; daß er mit beiden Händen malt. Ein Maler, den nie der nackte Menschenleib reizte, der nie in Italien war, als er sich endlich dahin aufgemacht hatte, in Verona schon umkehrte, all die Schätze nicht sah, niemals, die Antike und Renaissance unter diesem Himmel gehäuft haben... Ein Mensch wie andere oder ein Onom, dems, weil dort unten nichts Rechtes zu schauen ist, hier zu wohnen beliebt?

Zum Richterspruch, ob er der größte Maler des Jahrhunderts war, bin ich nicht berufen; ist mir auch gleichgiltig. Ich weiß nur, daß er nicht so war, wie er auf dem Paradebett scheinen sollte. Nicht Malerfürst, nicht der Freund seiner Fürsten, auch nicht der Truhige, der immer das schroffste Wort sprach und schwächliche Kompromisse verschmähte. Paul der Dritte schrieb aus dem Vatikan an Lizian anders als Wilhelm der Zweite an Menzel. Nie hat der Schlesier mit Potentaten verkehrt wie der robuste Rubens mit Isabella, der bleiche Grandseigneur Van Dyck mit Karl dem Ersten, noch gar Velazquez, in Leben und Kunst der vornehmste, mit seinem Philipp. Fürstlich lebte der König des venezianischen Cinquecento, dem die Wimper nicht zuckt, als der fünfte Karl, Imperator und Rex, ihm den entglittenen Pinsel aufhebt. Fürstlich hat, auf seine Weise, noch Lenbach gelebt. Das war nichts für Menzel. Dem war nur im Engen warm. Seit Jahrzehnten konnte er im Glanze sitzen, konnte ungefähr so viel Geld einnehmen, wie er just wollte; für seine alten Skizzenbücher (in denen, nach dem Zeugniß des Herrn von Angeli, ganze Haufen kleiner Wunder verborgen sein sollen) hätte er leicht wohl Hunderttausende bekommen. Aber den *artiste parvenu* spielen? Wagen und Pferde halten, ein Haus machen und, um zu zeigen, daß mans kann, hundert langweilige Leute mit Trüffeln und Sterlet füttern? Gräßlich. Er blieb in der Sigiämundstraße und stillte seinen Hunger im nahen Stammlokal. Wenn sein König rief, war er da. Ein Glück für die Hohenzollern, daß sie ihn fanden. Er war ihr Mann;

eigentlich nur noch der Mann Wilhelms des Ersten, schon nicht mehr Friedrichs, der Theaterausstattung und Coulissenlicht brauchte. Und gerade Menzel hatte das Historienbild enttheatralisirt. Nun war er einmal da, „ein Stolz der Nation“, hatte die Welt gezwungen, die Triebzeit aus seinen Augen zu sehen: nun mußte man ihn auch ehren. Höher noch als Antonium von Berner, Pape, Salzhmann und die Buonarottis der Puppenallee. Excellenz (wie Theodor Möller triumphans). Schwarzer Adler (wie Graf Görz-Schlit für einen überflüssigen Coligny). Wirklich hübsch und apart (wenn auch nicht im Künstlersinn schön) das frißische Menzelfast in Sanssouci und die pomphafte Leichenfeier. Ist's nicht seltsam, daß Menzel auf seinem eigensten Gebiet so stumm blieb, der kaiserlichen Kunstpolitik nie widersprach, den Geschmack des „wohlaffectionirten Königs“ nie auch nur leise zu lenken versuchte? Wie viel Gutes hätte er mit seiner Autorität zu stiften, wie viel Schädliches zu hindern vermocht! Er liebte Klinger, umkreiste eine Stunde lang, fast wie mit frommem Schauder, den Beethoven, für den der Kaiser nur Spottworte hatte: und sah im Thiergarten die steinernen Gräuel entstehen, schien mit einem Melodramenfreig des Herrn Magnussen sehr zufrieden und rührte sich nicht, als unsere feinsten Talente gescholten, boykottirt, in den Rinnstein gewiesen, unzulängliche Pinselfler begünstigt wurden, als der Dom, dieser Dom gebaut, der ehrwürdige Weiße Saal, das Hoffchauspielhaus fürchterlich „modernisirt“, Schinkels Palais Redern, Knobelsdorffs Opernhaus dem hehren Geist der Zeit geopfert ward. Wo ihn nicht, wie beim wegwerfenden Urtheil über die Nazarener, der stärkste Trieb seines Wesens blendete, war er stets doch ein unbestechlicher Richter, schied sein durchdringender Blick scharf zwischen Echt und Unecht. Einmal, als man ihn, vor der Eröffnung, durch die moabiter Kunstmesse führte, blieb er vor einem Kolossalshinken Beckers, des Senatspräsidenten und Figurinenmalers, stehen, tippte mit dem Zeigefinger auf den Rahmen und fragte, mit der Miene bangsten Zweifels: „War die Jury hier schon?“ Er mag Liebermann, den Thronprätendenten, nicht allzu zärtlich geliebt, muß ihn, der Kömmer und Kenner, aber unendlich höher geschätzt haben als den ganzen Troß der Protegitten. Muß die Gefahr gefühlt haben, die unserer dünnen Kunstkultur heraufzog. Sein Wort konnte hemmen, sein Zeugniß helfen; er schwieg. Nil nisi bonum? Solche Sünde darf an keiner Bahre verschwiegen werden.

Verständlich ist sie. Der Kaiser ließ nach der Leichenfeier den letzten Brief drucken, den er von Menzel empfangen hatte. Der war lehrreich. Aus der Tiefe schickt da ein begnadeter, persönlich verpflichteter Mann seinen Dank auf die steile Höhe, wo Fürsten stehen. Nicht höfisch klingts, gar nicht schranzen-

haft; doch man merkt: da wird der Abstand als so unermesslich empfunden, daß ungesforderte Einrede lächerliche Ueberhebung schiene; daß der Mund nur auspricht, was dem Kopf abgefragt ward. Dieser Maler konnte zu seinem Kaiser nicht reden wie der alte Schadow zu Friedrich Wilhelm. Die Zumuthung eines Dienstes, der ihm wider sein Künstlergewissen gegangen wäre, hätte er sicher rund abgelehnt. Dreireden aber, dem Monarchen sich etwa gar zum Magister setzen? Unmöglich; selbst wenn sich um Lebensfragen der Kunstpolitik handelt: undenkbar. Gerade weil er selbst sich in seine Sache nicht dreireden ließ. Seine Sache war das Malen und Zeichnen. Das hatte er, der aus der Rothecke des Kleinbürgerthumes kam, mit zähstem Fleiß, ganz auf eigene Faust, gelernt. Das konnte er wie nur irgendwo Einer. Doch sagen, was dort oben, weit oben geschehen soll? Weiß Unjereins denn, wie die Welt von oben aussieht und welche Gedanken auf solchem Gipfel dem Geist aufgehen? Nein. Jeder soll machen, was er zu machen versteht, und der Schuster bei seinem Leisten bleiben. Der Brief klingt kaum anders als der, den im September 1523 Albrecht Dürer „in allerunterthäniger Dienstbarkeit“ an seinen gnädigsten Herrn, den Kurfürsten Albrecht von Brandenburg schrieb. Und der Nürnberger dachte von Beruf und Weihe des Künstlerwesens vielleicht höher noch als der Breslauer. „Die Kunst des Malens kann nit wol geurtheilt werden dann van den, die so selbst gut Maler sind. Aber fürwahr den anderen ist es verborgen wie dir ein fremde Sprach. Die groß Kunst des Malens ist vor viel hundert Jahren bei den mächtigen Königen in großer Achtbarkeit gewesen. Dann sie haben die fürtreffentlichen Künstler reich gemacht und würdig gehalten. Dann sie bedauht, daß die Hochverständigen ein Gleichheit zu Gott hätten, als man schrieben findt. Dann ein guter Maler ist inwendig voller Figur, und obs möglich wär, daß er ewiglich lebte, so hätt er aus den inneren Ideen, dovan Plato schreibt, allweg etwas Neues durch die Werk auszugiehen. Es geschieht oft durch die groben Kunstverdrücker, daß die edlen Ingeni ausgelescht werden.“ So stolz hörten wir Menzel niemals sprechen. Der Sohn des Breslauer Lithographen war auch darin Realist, daß er die Dinge nahm, wie sie nun einmal geworden waren. Sollte er sie etwa ändern? Das war nicht seines Amtes; wie auf Faustens Schloßwarte der Sängers, nur nicht so fromm noch so rhythmisch, mochte er fühlen: „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt, dem Thurme geschworen, gefällt mir die Welt.“ Und mit Dürer rufen: „Der alleredelste Sinn der Menschen ist Sehen!“ Einen, der nur sehen und Gesehenes nachgestalten will, kann der Weltlauf nicht ernstlich ärgern; zu sehen und zu gestalten giebt's überall und immer genug. Wird ein fürtreffentlicher Künstler

nicht würdig gehalten, werden edle Ingeni von groben Kunstverdrückern ausgeleßt: sie mögen sich wahren, die Ohren steif halten und sich durchsetzen. Nie vernahm man, Menzel habe einem Jungen vorwärtsgeholfen. Er hatte es selbst schwer gehabt, in Frankreich früher als in Deutschland Anerkennung gefunden und war hart geworden. Nachhilfe schadet nur. Und gar „Richtungen“ protegiere und in die Kunstpolitik pfeuchen? Unsinn, wie alles Gerede. Wer was kann, kommt schon ans Licht; um so früher, je stiller er bei seinem Leisten bleibt.

Böcklin hat den Preußenmaler, nicht ohne Bosheit wohl, einen großen Gelehrten genannt. Kein unkluges Urtheil. Menzel arbeitete ja wie ein Gelehrter; ging stets bis zu den Quellen zurück, durchstöberte Archive, Museen, Zeughäuser, plagte sich mit dem Studium alter Erzgirvorschriften und Kleiderordnungen und zeichnete keinen Soldatenstiefel und keinen Stehspiegel, ehe er genau wußte, wie das Ding in Olims Zeit wirklich ausgesehen hatte. Fleiß und Akribie des Gelehrten. Oder des Handwerkers vom alten Schlag. Das Wort scheint hier noch paßlicher. Der rechte Gelehrte macht nicht so Vieleslei, sondern bleibt bei seinem Stoff oder Stoffrestchen, bis alles Erdenkliche daraus gezogen ist. Der helläugige Handwerker ist froh, wenn er sich Abwechslung verschaffen kann. Und Menzel . . . Ich muß noch einmal Fontane citiren:

Ja, wer ist Menzel? Menzel ist sehr Vieles,
Um nicht zu sagen: Alles; mindestens ist er
Die ganze Arche Noae, Thier und Menschen:
Putzhühner, Gänse, Papagein und Enten,
Schwerin und Seydlitz, Leopold von Dessau,
Der alte Zieten, Ammen, Schlosserjungen,
Katholische Kirchen, italienische Plätze,
Schuhschnallen, Bronzen, Walz- und Eisenwerke,
Stadträthe mit und ohne goldne Kette,
Minister, mißgestimmt in Kaschmirhosen,
Straußfedern, Hofball, Hummermayonnaise,
Der Kaiser, Moltke, Gräfin Hade, Bismard . . .

Er durchstudirte

Die groß' und kleine Welt; was kreucht und flucht,
Er giebt es uns im Spiegelbilde wieder.

Ein Handwerksmeister. Wie die alten Künstler; nur ohne den Dämon Buonarottis. Vielleicht der letzte Altmeister der Lukasgilde? Keine Spur von Künstlermystik, von lüdriantischem Zigeunerthum. Alles solid und der Regel gerecht. Nach langer Arbeit der Nachtrunk, reichlich, wies dem braven Mann ziemt; aber nie zu spät aus den Federn. Tiefste Verachtung der Sammetenen, die auf Inspiration, auf Stimmung warten, gute und (meist) schlechte Stunden haben und sich die Werkstatt mit Kostbarkeiten staffiren, um „angeregt“

zu werden. Hosenmäße sind's, Becken und Pfücher. Wer sein Handwerk gelernt hat, kann immer und überall was Ordentliches leisten. Menzel hatte es gelernt; hat wie nach ihm bis heute Keiner in Deutschland jede Technik beherrscht. Das hob ihn über Alle. Mit dreizehn Jahren schon, mit neunundachtzig noch den Zeichenstift in der Hand. Das giebt meisterliche Sicherheit. Wenn jetzt ein Maler oder Meißler Handwerker genannt wird, bäumt er sich. Ist's denn ein Schimpfwort? Michelangelo wollte in seinem Käfig nicht mehr sein; war ganz zufrieden, wenn der Besteller ihn Handwerksmeister hieß. Menzel gewiß auch. Sehr stolz, daß in ihm das Handwerk geehrt wurde. Drum vertiefte er sich ins Hoseremonial und probirte emsig, ob er das Festkleid der Adlerritter auch richtig trage. Ein Anderer hätte sich, den Prinzen aus Genieland, über solche Kleinlichkeit erhaben gedünkelt. Er nicht; die vornehmen Herren sollten nicht über den winzigen Handwerker spotten; gerade er mußte vom Kopf bis zur Sohle korrekt sein. Er hat einmal gesagt: „Wir hätten eine bessere Kunst, wenn wir eine bessere Kritik hätten“. Ein Spruch von ansechtbarer Weisheit. Doch sicher hätten wir eine bessere Kunst, wenn unsere Künstler bessere Handwerker wären, sich nicht fast schon schämten, sobald von ihrem Handwerk auch nur geredet wird.

Mancher, der nur den Handwerksmeister sah, hat Menzel die Phantasie abgesprochen. Er brauchte nur die Zeichnungen zu Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen zu betrachten (oder sie gar dem schwächeren Vorbilde, dem von Horace Vernet illustrierten Napoleonbuch, zu vergleichen), um den Irrthum zu erkennen. Das ist nicht nur mit unglaublich sicherer und geschmackvoller Kunst gezeichnet: da spricht aus kleinen Vignetten oft mehr Phantasie als aus Pilotys Tafelbildern und Kaulbachs Fresken. Ein Handwerker großen Stils ist ohne einbildnerische Schöpferkraft ja auch nicht zu denken. In Menzel war sie von einem scharfen Verstande, der nie trunken wurde, gezügelt; von einem Geist, der vor Heroengröße so gelassen blieb wie der Meissonniers (des ihm befreundeten Zwerges) und so wichtig, so grazios sein konnte wie der eines Rokoko-franzosen. Meisterliches Können, Phantasie, Geist, Humor sogar (der „zerbrochene Krug“, Waggonzzenen und allerlei kleines Schelmenwerk zeigen ihn deutlich): was fehlt da noch? Enthusiasmus vielleicht, den Schiller als „unsere erste treibende Kraft“ pries. Mir wird, ich muß es gestehen, vor diesen Meisterbildern nicht warm; eigentlich nur vor dem ganz impressionistisch gemalten pariser Theaterbild und dem „Blütenkonzert“, in dessen hörbaren Rhythmus das Licht so entzückend hineinhüpft, hineinkichert. Die Zeichnungen, Vignetten, Adressen, Tischkarten wirken stärker als Del und Gouache; da ist leise Andeutung, sind manchmal doch Lücken. Die Bilder geben Alles so vollständig, er-

zählen so viel Anekdotisches, sind von so geistreicher Beredsamkeit, so erschreckend fehlerlos und undiskutabel, lassen der Phantasie des Beschauers, die gern still mitarbeiten möchte, nichts mehr zu thun. Der sie schuf, hat im Grunde gewiß nur sein Metier geliebt. Nichts Anderes. Profession oder Ballsouper, Verona oder Gastein, brandenburgischer Grenadier oder Rabbi, Eisenwalzwerk oder Courcerle des alten Kaisers: nur die Linie (kaum noch die Farbe) interessirt ihn. Die will er festhalten; und hält sie fest, ohne sich von Emotionen je aus der Handwerksandacht rütteln zu lassen. Vielleicht muß es so sein, könnte eine so ungeheure Sammlung bildlicher Dokumente sonst nicht entstehen. Meissionier, der ihn an Wuchs nicht erreicht, ist ähnlich; Courbet, der Einfluß auf ihn gehabt haben soll, ist anders. Charakter, sagt der ältere Humboldt, wird dadurch möglich, daß Jeder seine Eigenthümlichkeit aufsucht, sie reinigt und das Zufällige absondert. Das hat Menzel früh gethan. Er hat sich eine Persönlichkeit, seiner Kunst einen unverkennbaren Charakter anerkennbar gemacht. Nie unternommen, was er nicht leisten konnte. Daß er sich an den Preußenfriß machte, war wohl Zufall, die Folge des ersten Auftrages, der den Kleinen aus der Noth riß; nicht aber, daß er so lange bei ihm blieb. Ein Schlesier, aus Wratislaws Stadt, die Friedrich nach Leuthen zum zweiten Mal genommen hatte, in der, als Menzel erwuchs, die Erinnerung an Bandamme, an die Freiwilligen Jäger und den Königsaufruf von 1813 noch lebendig war. Dazu der von Chodowiecki geschaffene Altfrißentypus; die Lust des Kleinen, der im Waffenrock lächerlich gewesen wäre, an kühnem soldatischen Wesen; und die Freude des Nationalisten, in Preußens größtem König, dem einzigen genialen Hohenzollern, einen Verwandten zu finden. Alles paßte hier. Wer vor diesen Bildern und Blättern steht, ist überzeugt: So wars; so sah Friß, Voltaire, so Macchiavell aus und genau so wurde die Tafelrunde bedient. Die Bignetten in Ruglers Buch und namentlich in Friedrichs eigenen Schriften müßten dem Zweifler selbst die Verwandtschaft der beiden Preußen beweisen. Nur einmal gelang solche Anpassung. Menzels Wilhelm hat uns von seinem Wesen, seiner besonderen Welt nichts Rechtes zu sagen, Bismarck und Moltke bleiben. Komparsen und die als Zeichnerleistung wohl unübertrefflichen Illustrationen zur Dorfrector-Komoedie sind Menzel, nicht Kleist. Die Vorstellung aber, daß Alles könne Einer ohne Phantasie vollbringen, sei nur Sache unermüdligen Archivarienfleißes und virtuoser Handfertigkeit, braucht man nicht umständlich zu widerlegen.

Wir werden Keinen sehen, der eine Krönung, ein Marktgewimmel, ein Hoffest so meisterlich wie Menzel malt; der so klar und sicher über lange Zeitstrecken auszusagen vermag; Keinen vielleicht, der so scharf beobachtet und so

fest, in so starver Selbständigkeit, auf eigenem, selbst errungenem Boden der Mode trotzt. Ist aber nöthig, die Persönlichkeit des Malers nun gleich ins Grenzenlose zu recken, den Zwerg unsanft ins Riesenmaß zu zerren? Ein großer Handwerksmeister, der nur sein Metier geliebt hat, ein Patriarchenleben lang nur sein Metier. Nicht die Natur, nicht den Menschen. In diesen kunstvoll gemalten, nie aufgeputzten Landschaften rauscht es nicht durch die Zweige, sang nie ein Vogel, spricht nicht das Schweigen, dem Böcklins Einhorn lauscht. Dieses Gewimmel giebt fast immer ein Bißchen mehr, als es geben müßte; alle Gruppen, die der Stift in verschiedenen Stunden festhielt, werden zum Bilde vereint und die Lust an der absonderlichen Linie verführt leicht zu karifizirender Darstellung. Hinter dieser Profession ragt keine Römerkirche und dieses Balzwerk seufzt nichts vom Leben der Menschen, die drin haufen. Braucht auch nicht, sagt man uns heute barsch; soll nicht einmal: der Maler soll malen können, nichts weiter; das Unglück ist eben, daß Ihr Banausen immer „Seele“ und ähnlichen altmodischen Zauber von ihm verlangt. So rückständig, fürchte ich, werden wir noch eine ganze Weile bleiben. Das Handwerk ehren, dem Techniker, der Alles meistert, Reverenß erweisen, gern und dankbar uns auch von Denen belehren lassen, diel'art pour les artistes wollen; unser dummes, sehnsüchtiges Herz aber auch fortan nur den starken Herzen schenken. Den großen Seelen, die uns in ihre Vision zwingen. Das ging über Menzels Kraft. Das hat er auch nie versucht. Er war „inwendig voller Figur“, doch ohne Lyrik, ohne Leidenschaft. Ein großer Lehrer, nicht ein Erzieher. Dem Kamenzter Lessing weit näher als dem Frankfurter Kleist. Seinen Volksmengen, deren äußere Bewegung und Grimasse so meisterlich wiedergegeben ist, fehlt das Temperament; die Leute, die sich um den Wagen des auf den Kriegsschauplatz reisenden Königs drängen, sind im Innersten kühl. Kein Menschenantlitz hat diesen geistreichen Maler je zu psychologischer Vertiefung gelockt. Frauenreiz fand ihn vollends blind; wer die berühmten amourenses nur von Menzels Stift gezeichnet sah, kann nicht begreifen, mit welchen Waffen sie, die Pompadour oder die Barbarina, ihre Siege erstritten. Hat für diesen Mann das Weib nie gelebt? Ging's ihm wie Kofstands armem Spötter Cyrano, den die Mutter ungern ansah, der sich, aus Furcht, komisch zu wirken, den Frauen fern hielt und spät erst, am Ende des bitteren Karrenlebens, sagen konnte: Une robe a passé dans ma vie? Das mag's gewesen sein. Kein Frauenrock raschelt durch dieses Leben. Gros winkt nicht noch dräut. Werkstatt und Schänke sind die Schauplätze. Als Säugling kein Liebchen, als Mann kein Kind, als Greisender eigentlich kein Heim. Ein duftloses Handwerkerdasein, das sich vor der Welt absperrt und ihr doch kein Geheimniß zu bergen hat. Alles

klar und kühl, in Kunst und Leben korrekt und solid. Vielleicht hat dieser wimmelnden Schöpfung nur die Vollmenschlichkeit ihres Schöpfers zur letzten Wirkung gefehlt. Dessen schüchterne Seele wohl, vor weher Enttäuschung bang, sich aus dem Zwergenleib nicht ins Getümmel wagte. Ihr Feinstes hinter einer dicken Schutzkruste versteckt hielt. Die schmerzenden Stacheln nach außenkehrte. Und deren Werk man nun fröstelnd bewundert. Werweih? Erst die intime Kenntniß des Menschen vermochte das Problem Menzel zu lösen.

Mancherlei aber, dünkt mich, war auch von fern, auch vom Fremden über den Mann zu sagen, der endlich nun Raft hielt. Warum er, gerade so, wie in ihm sich die Kräfte mischten, ins Preußenreich paßte. Paßte und doch nicht populär, nicht der Volkheit vertraut werden konnte wie der andere Boruffe aus dem Jahr 1815. Warum der Amusische, dessen Wesenston scharf klang und ohne Snzigkeit war, allein bleiben mußte und fast nur Berners aus seiner Saat nachwachsen sah. Wie verschieden er, je nach dem angewandten Handwerkszeug, wirkte: zum Entzücken grazios mit dem Stift und mit dem Pinsel schon als Rüstiger beinahe altmännerhaft. Wie es kam, daß er, lange vor Manet noch, den Reiz des *plein air* erkannte und ihm doch nichts Rechtes, Eigenes, fruchtbar Fortwirkendes daraus ward. Und ob nach ihm unsere deutsche Malerei Wesentliches gewonnen hat. Vor vierzig Jahren hat er in Kösen badende Knaben gemalt. Ein von Liebermann oft mit bescheidener Meistererschaft behandeltes Motiv. Was giebt das alte Bild nun, wenn man's den neuen vergleicht? Wo stehen wir heute? War alles über Menzel hinaus Versuchte wirklich nur, wie man oft hört, von der Kellame aufgedonnertes Gestümper? Niedergang, was als Fortschritt ausposaunt wird? Hundert ähnlichen Fragen konnten Sachkundige die Antwort suchen. Sie durften nicht. Seine Differenzierung taugt nicht für die Totenfeier. Das aufgebahrte Genie muß grenzenlos sein. Also der größte Maler des Jahrhunderts. Die Kindlein, heißt's, wollen von Riesen hören.

Im Reich der Künste läßt sich ertragen. Früh oder spät: eine Wahrheit kommt an den Tag. Die Ernsthaften, deren Gesichtsfeld nicht nur Pechschwarz und Schneeweiß kennt, flüchten aus der Zeitung in die Revuen; und aus der Polyphonie wählt jedes Ohr die Stimme, die ihm behagt. Schlimm ist hier eigentlich nur die Erziehung zur Unaufrichtigkeit, zu heuchlerischer Adoration. Von Allem, was über Menzel gedruckt worden ist, über Schiller in ein paar Wochen gedruckt werden wird, ist beinahe nichts vom Drang der Empfindung hervorgetrieben. Die Leiche sollte schön sein, die Jahrhundertfeier soll pompös werden. Geschichte her, gleichgiltige Briefe, vergessene Bilder; und Festreden im Zibelfstil. Dann aber

recht lange nichts mehr über Schiller und Menzel. Was bleibt von Allen? Keine Spur drückt sich ins Gemüth. Immerhin dürfen die feinen Köpfe mitreden. In der Politik müssen sie schweigen oder werden nur halb mit Erbarmen, halb mit Hohn angehört. Hier ist die Nuance verpönt, wird schon der Versuch psychologischer Erkenntniß wie größter Unfug geahndet. Public opinion, die gefällige Lante, spricht nur die Kindersprache, veranstaltet, wie im Tröbelheim, Beschäftigungsspiele fürs kleine Volk. Ich hielt mich, im Laieneifer, zu lange bei Menzel auf und kann den spielerischen Hang nun, die Kindergärtnerlei heute nicht mehr bis ins Einzelne nachweisen. Das ist kein Unglück; auch wenn ich den großen Zwerg falsch sah, kein. Hat dieser Tote uns nicht viel zu sagen? Der Lebende schwieg und blickte zu Lob und Tadel bärbeißig drein. „Mit keiner Arbeit hab' ich geprahlt, und was ich gemalt hab', hab' ich gemalt.“ In ihm war der Ernst, der unserem öffentlichen Leben, öffentlichen Meinen verloren ist. Nichts Kindliches, doch auch nichts Kindisches. Was uns an ihm so seltsam schien, war am Ende nur die wunderliche Weise des Reifens, der sich in seiner Zeit behelfen und durchhelfen mußte. Goethe, dessen Trostspruch wieder ins Ohr klang, hat die Mär von dem ephesischen Goldschmied erzählt, der ohne Unterlaß in seiner Werkstatt bei zierlicher Arbeit saß und sich auch von der Windsbraut des Gassenvolkes nicht aufscheuchen ließ, das draußen brüllte: Groß ist die Diana der Ephejer! Seinen Knaben ließ er auf den Markt, er aber „feilt immer fort an Hirschen und Thieren, die seiner Gottheit Kniee zieren, und hofft, es könnte das Glück ihm walten, ihr Angesicht würdig zu gestalten.“ Auch anders, sagt der duldsame Dichter, kanns Einer halten; nur soll er nicht das Handwerk schänden. Von der Art dieses alten Handwerkers, alten Künstlers war Menzel. Er blieb, was auch auf Markt und Gasse geschehen mochte, bei seinem kunstreichen Streben und hat drum nicht schlecht und schmählich geendet. Er hatte so viel erlebt; multa et multum. Fünf Könige, drei Kaiser. Preußens Glend und Preußens Größe. Die erste Nachwirkung fantischer Lehre und das Geheul ungeweihter Nießschejünger. Cornelius auf dem Götterthron und bald danach im Exil. Auch ihn mag es einst auf den Markt, ins Breite gezogen haben. Aus seinem Achtundvierzigerbild spricht Parteigeist; leise zwar, doch vernehmlich. Freiheit und Menschenrecht: welchen Dreißiger hätte die Lojung nicht gelockt? Früh aber ekelte ihn das unwahrhaftige Treiben. Die Ephejer mochten nach Belieben neue Gottheit erfinden. Er froh nie wieder aus seiner Schale. Sah nur noch und notirte das Gesehene für die Nachwelt. Jetzt hat man ihn für die Parade herausgeschält; und in all dem Leichenjubiläum nur Eins zu sagen vergessen: daß er seiner unernsten Zeit aus dem Wege ging und von dieser Zeit nie gekrönt worden wäre, wenn sie ihn nicht schon im Glanze gefunden hätte.

Kryptomnesie.

Die moderne naturwissenschaftliche Psychologie unterscheidet ein unmittelbares und ein mittelbares Wiedererinnern. Man erinnert sich unmittelbar, wenn man, zum Beispiel, ein bestimmtes Haus sieht und es Einem dabei „in den Sinn kommt“, daß hier vor einigen Jahren ein Bekannter gewohnt hat. Man sieht das wohlbekannte Haus und nach dem Gesetz der Affoziation einer Königstanz kommt das Erinnerungsbild des Bekannten zum Bewußtsein. Anders ist das mittelbare Wiedererinnern: Ich gehe, in Gedanken versunken, an dem Haus vorbei, wo mein Bekannter X. gewohnt hatte. Ich achte weder des Hauses noch der Straße, sondern denke an ein dringendes Geschäft, das ich zu besorgen habe. Plötzlich drängt sich zwischen meine Gedanken störend ein unerwartetes Bild: ich sehe eine Szene, wo X. mit vor vielen Jahren einmal von ähnlichen Geschäften gesprochen hat. Ich wundere mich, daß gerade diese Erinnerung kommt, denn die Unterhaltung war von keinerlei Belang gewesen. Plötzlich sehe ich, daß ich in der Straße bin, wo mein Bekannter früher gewohnt hatte. In diesem Fall ist die Affoziation des Erinnerungsbildes mittelbar: ich habe das Haus bewußt nicht wahrgenommen, denn ich war innerlich zu sehr von der Umgebung abgelenkt. In den dunklen Hintergrund des Bewußtseins*) hat sich aber die Wahrnehmung des Hauses doch eingeschlichen und dort die Affoziation des Bekannten wachgerufen. Da dieser Vorgang des Affoziiirens aber so schwach betont war, daß es die Schwelle des Bewußtseins nicht überschreiten konnte, mußte eine gemeinsame Affoziation unterstützend eingreifen. Diese vermittelnde Affoziation ist das Erinnerungsbild der Unterhaltung, die ähnliche Geschäfte betraf wie die jetzt im Bewußtsein vorhandenen. Auf diesem Weg tritt das Erinnerungsbild in den Kreis des Bewußtseins.

Das unmittelbar und das mittelbar eintretende Erinnerungsbild haben eine Eigenschaft gemein: die Bekanntheitqualität; ich erkenne die Affoziation als das Bild, an das ich mich erinnere, und weiß damit, daß sie keine Neubildung ist. Den Bildern, die wir neu kombinieren, fehlt also die Bekanntheitqualität. Ich sage: „kombinieren“; denn nur in der Kombination psychi-

*) Für Alle, die psychologische Fachbildung besitzen und deshalb meine Anwendung des Begriffes: „Bewußtsein“ mißverstehen könnten, erlaube ich die Bemerkung: Da ich hier keine wissenschaftliche Arbeit schreiben will, gebrauche ich die Ausdrücke „Bewußtsein und Selbstbewußtsein“ promiscuo, und zwar in ihrer gewöhnlichen, vulgären Bedeutung. „Unbewußt“ nenne ich, im weitesten Sinne, Alles, was momentan oder dauernd im Bewußtsein nicht repräsentiert ist.

cher Elemente liegt die Originalität, nicht im Material, wofür jegliches Ding der Natur bereitetes Zeugniß ablegt. Hat eine neue Kombination Bekanntheitsqualität, so liegt ein abnormer Fall vor: eine Erinnerungslüftung. Die Millionen Akte des Wiedererinnerns, die täglich in unserem Gehirn stattfinden, werden zum größten Theil aus unmittelbaren Wiedererinnerungen bestehen. Eine ganz erhebliche Zahl wird aber auch auf das mittelbare Wiedererinnern fallen. Dieser letzte Fall hat ein ganz besonderes Interesse. Wie unser Beispiel des mittelbaren Erinnerns zeigt, kann eine unbewußte Wahrnehmung, also ein Eindruck, der passiv ins Gehirn dringt, selbständig eine verwandte Assoziation antregen und auf diese Weise ins Bewußtsein gelangen. Die unbewußte Wahrnehmung thut also Das, was sonst unser Selbstbewußtsein thut: wir betrachten das Haus und fragen uns, um die klare Erinnerung zu bekommen: Wer hat da gewohnt? Wir rufen so das Bild des X. in das Gedächtniß zurück. Genau so benimmt sich die unbewußte Wahrnehmung; sie sucht das ihr verwandte Erinnerungsbild und in unserem Fall vereint sie sich (nach einem gewissen psychologischen Gesetz, das ich hier nicht näher erörtern will) mit dem, das von der anderen Seite her in leiser Erregung begriffen ist, nämlich mit dem Bilde des X., der über ähnliche Geschäfte spricht. Merken wir uns aus diesem kleinen Beispiel, daß Assoziation stattfinden kann, ohne daß das Selbstbewußtsein das Geringste damit zu thun hat.

Die Art, wie das Bild des X. beim mittelbaren Erinnern in mein Bewußtsein getreten ist, bezeichnet man vulgär als Einfall. Das Wort „Einfall“ drückt das anscheinend Zufällige und Grundlose dieser Erscheinung aus. Diese Sorte des mittelbaren Wiedererinnerns ist bei vielen Leuten, die weniger logisch zusammenhängend als intuitiv denken, sehr gewöhnlich; so gewöhnlich, daß man oft ganz vergißt, wie streng determinirt alle psychischen Akte sind. Nehmen wir ein ganz einfaches Beispiel. Ein Schüler hat einen Aufsatz über eine Stadt zu verfassen. Er schreibt: „Mittels der Trambahn fahren wir bis zur Kirche; unmittelbar hinter ihr befindet sich der Fluß, über den eine Brücke führt, die den Verkehr zwischen den beiden Stadttheilen vermittelt.“ Fragen wir den Knaben, wieso ihm gerade diese etwas gewählte Phrase, „den Verkehr vermittelt“, eingefallen sei, dann wird er uns die Antwort schuldig bleiben; er wird sie für einen beliebigen Einfall erklären. Er meint vielleicht, er hätte eben so gut „verbinden“ schreiben können. Sehen wir nun den Satz an, den der Schüler geschrieben hat, so finden wir, daß zweimal „mittel“ vorausgegangen ist, was zur Erklärung des Auftretens gerade dieser Phrase vollkommen ausreicht. Die vorausgehenden „mittel“ waren die Konstellation, unter deren Einfluß diese Phrase erfolgen mußte (obwohl die beiden „mittel“ durchaus nicht etwa bewußt den Grund zu dieser Wahl abgegeben haben). Ein anderes Beispiel. Ich bin mit irgend einer gleichgiltigen Arbeit

beschäftigt und pfeife eine Melodie vor mich hin, irgend eine bekannte Melodie; ich erinnere mich momentan nicht einmal der Worte. Jemand fragt mich, was für eine Melodie es sei. Ich besinne mich; es ist das Studentenlied: „Hab' ich kein Kreuzer Geld in meiner Tasche.“ Ich habe keine Ahnung, wie ich jetzt gerade auf dieses Lied komme, das auch mit den augenblicklich mein Bewußtsein beschäftigenden Assoziationen gar nichts zu thun hat. Ich durchmußtere retrograd die Gedankengänge, die ich während meiner Arbeit durchlaufen hatte. Sofort fällt mir ein, daß ich vor einigen Minuten einer großen Neujahrsrechnung nachgedacht hatte, auf der ein gewisser Gefühlston liegt. Daher also das Lied! Ich brauche wohl kaum zu bemerken, daß man auf diese Weise bei seinen Nebenmenschen allerlei hübsche psychologische Diagnosen stellen kann. Einem Bekannten, der die Unvorsichtigkeit hatte, im Zeitraum von zehn Minuten drei kleine Melodien zu pfeifen, konnte ich den unglücklichen Ausgang seines Liebesverhältnisses auf den Kopf zusagen. Die Melodien waren: „Im Aargau sind zwei Viebi“ (schweizerisches Volkslied), „Verlassen, verlassen bin i“ und „Steh' ich in finst'rer Mitternacht“. Es ist mir sogar schon vorgekommen, daß ich eine Melodie gepfiffen habe, deren Text mir unbekannt war. Ich erkundigte mich und erfuhr einen Text, der zweifellos zu einem stark von meinem Gefühl betonten Gedankengang assoziiert war, den ich etwa fünf Minuten vorher gehabt hatte.

Diese Beispiele, die man täglich an sich und Anderen beobachten kann, zeigen deutlich, daß ein (vom Gefühl betonter) Gedankengang das Bewußtsein verlassen kann, aber deshalb nicht aufhört, zu existieren, sondern noch Energie genug hat, um mitten in die inzwischen ganz veränderte Assoziationswelt des Bewußtseins einen Einfall zu senden, der zu der momentanen Umgebung gar keine Beziehung hat.

Die Hysterie, die nichts Anderes ist als eine Skatizierung der normalen psychologischen Mechanismen, liefert in dieser Richtung noch drastischere Beispiele. Ich behandelte jüngst eine hysterische junge Dame, die hauptsächlich davon krank geworden war, daß ihr Vater sie in brutaler Weise geprügelt hatte. Bei einem Spaziergang fiel dieser Dame einmal der Mantel in den Staub. Ich hob ihn auf und versuchte, ihn dadurch zu reinigen, daß ich ihn mit meinem Stoß ausklopfte. Kaum hatte diese Prozedur begonnen, als die Dame mit den heftigsten Abwehrgeberden sich auf mich stürzte und mir den Mantel entriß. Sie könne nicht zusehen. Das sei ihr ganz unerträglich. Ich ahnte sofort den Zusammenhang und fragte sie eindringlich nach den Motiven. Sie war nun erstaunt und konnte nur die Auskunft geben, daß es ihr eben äußerst unangenehm sei, ihren Mantel so reinigen zu sehen. Solche Symptomhandlungen, wie Sigmund Freud sie nennt, sind bei Hysterischen sehr häufig. Die Erklärung ist einfach. Ein vom Affekt betonter Erinnerung-

Komplex, der momentan gar nicht im Bewußtsein vorhanden ist, motiviert aus seinem unsichtbaren Sitz gewisse Handlungen, gerade so, wie wenn er im Selbstbewußtsein gegenwärtig wäre.

Man kann ruhig sagen, daß unser Bewußtsein von solchen quasi fremden Eindringlingen, die sich über keine Heimathberechtigung ausweisen können, förmlich wimmelt.*) Jeden Tag treten Tausende von Affoziationen in den Lichtkreis des Bewußtseins, die wir vergeblich über das speziellere „Woher“ befragen würden. Man muß sich eben immer vorhalten, daß das selbstbewußte seelische Phänomen nur ein ganz kleiner Theil unserer Seele ist. Weitaus der größte Theil der psychischen Elemente ist uns unbewußt.

Das Selbstbewußtsein befindet sich also in einer ziemlich unsicheren Lage gegenüber den automatischen, von unserem Willen unabhängigen Regungen des Unbewußten. Das Unbewußte kann wahrnehmen, kann selbständig affoziiiren; und das Schlimme dabei ist, daß nur die Affoziationen Bekanntheitqualität besitzen, die einmal das Selbstbewußtsein paßirt haben; und von diesen können noch viele so ganz der Vergessenheit anheimfallen, daß sie jegliche Bekanntheitqualität verlieren. Unser Unbewußtes muß darum eine ganz ungeheure Anzahl von psychischen Komplizen beherbergen, die uns durch ihre Fremdheit in Erstaunen setzen würden. Die Hemmungen, die vom wachen Bewußtsein ausgehen, schützen uns nun allerdings vor Einbrüchen dieser Art. Im Traum aber, wo die Hemmungen des Bewußtseins wegfallen, kann das Unbewußte seine tollsten Spiele aufführen. Wer je Freuds Traumanalysen gelesen oder, noch besser, selbst welche ausgeführt hat, weiß davon zu erzählen, wie bei den harmlosesten und anständigsten Leuten das Unbewußte mit sexuellen Symbolen spielt, deren wilde Brünstigkeit geradezu Entsetzen erregt. An dieses Unbewußte muß sich Jeder wenden, der geistig produktiv arbeitet. Alle neuen Gedanken und Kombinationen prämeditirt das Unbewußte. Und wenn das Selbstbewußtsein dem Unbewußten mit einem Wunsch naht, so war es bereits das Unbewußte, das ihm diesen Wunsch eingegeben hat. Das Unbewußte giebt Wunsch und Erfüllung.

Auf diesem trügerischen Boden wandelt Jeder, der neue geistige Kombinationen sucht. Weh ihm, wenn er nicht beständig die ängstlichste Selbstkritik übt!

Da man in der leichten Welt der Gedanken gewöhnlich Das findet, was man sucht, und Das bekommt, was man wünscht, so wird der Mensch, der neue Gedanken sucht, auch am Ehesten mit den Trugeschenken der Psyche beglückt. Nicht nur die Geschichte der Religionen oder die Psychologie der

*) Ich habe diese Frage experimentell bearbeitet und werde darüber in einem der nächsten Hefte des von Forel und Vogt herausgegebenen Journals für Psychologie und Neurologie berichten.

Raſſe, ſondern auch das Gedankenleben eines Jeden, der überhaupt Etwas gehofft und erſtrebt hat, iſt reich an treffenden Beiſpielen. Welcher Dichter oder Komponiſt ließ ſich nicht einmal verführen, an die Neuheit gewiſſer Einfälle zu glauben? Was man zu glauben wünſcht, glaubt man ſchon. Auch das größte und originellſte Genie iſt von menſchlichen Wünſchen und deſſen allzumenschlichen Folgen nicht frei.

Dann, abgesehen von dieſer allgemeinen Vorausſetzung: welche Menſchen ſuchen neue Kombinationen? Es ſind die Gedankenmenſchen, die fein differenzierten Gehirne mit der Senſitivität einer Frau und der Emotivität eines Kindes. Es ſind die äußerſten, dünnſten Zweige am großen Baum; ſie tragen die Blüthen und die Früchte. Viele werden zu früh dürr, viele brechen ab. Die Differenzirung ſchreitet ſowohl zum Zweckmäßigen wie zum Unzweckmäßigen fort; darum miſchen ſich die Geiſtreichen mit Geiſteskranken: es giebt Narren mit Genie und Genies mit Nartheiten, wie Lombroſo ſagt. Eins der allgemeinſten und gewöhnlichſten Entartungsmerkmale iſt die Hysterie, der Mangel an Selbſtbeherrſchung und Selbſtkritik. Ohne in die *soi-disant* psychiatriſche Narrtentieſerei Nordaus zu verfallen, kann man mit Sicherheit behaupten, daß ohne eine gewiſſe leichtere oder ſchwerere hysteriſche Geiſteserfaſſung ein Genie gar nicht möglich iſt. Wie Schopenhauer mit Recht ſagt, eignet dem Genie eine große Senſibilität, Etwas von der Mimosenhaftigkeit der Hysteriſchen. Die Genialen theilen auch andere Eigenſchaften mit den Hysteriſchen.

Vielleicht der größte Theil der vollſinnigen Hysteriſchen iſt darum krank, weil eine mit hohem Affekt begabte und darum tief ins Unbewußte reichende Erinnerungsmuſſe ſich nicht mehr meiſtern läßt und das Bewußtſein und den Willen des Kranken tyranniſirt. Bald iſt es bei Frauen eine getäuſchte Hoffnung auf Liebe, bald eine unglückliche Ehe; bei Männern ſchiefe Lebensſtellung oder verkannte Verdienſte. Die Kranken ſuchen ihren Affekt aus ihrem Tagesleben zu verdrängen; er quält ſie daſür nachts in böſen Traumsymbolen, beläſtigt ſie am Tag mit plötzlichen Anfällen von Präkordialangſt, lähmt die Thatkraft, treibt die Leute in die Bethäuser und Selten, macht Kopfschmerzen, die allen Medizinnännern und allen elektriſchen Zaubermitteln, Sonnenbädern und Raſtkuren trotzen. Die Laſt der Uebermacht eines psychiſchen Komplexes hat auch der Geniale zu tragen; kann erſ, ſo thut erſ mit Luſt, kann erſ nicht, ſo thut erſ mit Schmerz; er muß die „Symptomhandlungen“ ausführen, die ihm ſeine Begabung eingiebt; er dichtet, malt, komponirt, was er leidet.

Dieſe Vorausſetzungen gelten mehr oder weniger für jeden produktiv Begabten. Der inſtinktiv treibende, den Grund der Seele ausfüllende psychiſche Komplex ſchickt dem Sklaven „Bewußtſein“ aus ſeinen unbekanntem und unerſchöpflichen Sammlungen zahlloſe Einfälle empor, darunter Altes und Neues, und das Bewußtſein hat damit fertig zu werden. Es muß jeden Einfall

fragen: Hast Du Bekanntheitqualität oder bist Du neu? Wenn der Dämon drängt, wird aber das Bewußtsein mit seiner Sortirarbeit nicht fertig, der Strom ergießt sich in die Feder, — und am anderen Tage ist es vielleicht schon gedruckt.

Ich habe vorhin gesagt, nur die Kombinationen seien neu, das Material ändere sich dagegen kaum oder nur mit einer fast unmerklichen Langsamkeit. Hat man nicht alle Farben eines Böcklin schon bei den alten Meistern gesehen? Und sind die Finger, Arme, Beine, Nasen, Hüfte der Statuen eines Michelangelo nicht schon in der Antike irgendwie vorgebildet? Sicher sind die kleinsten Theile eines Meisterwerkes immer alt, auch die nächstgrößeren (kombinirten) Einheiten sind meist übernommen und schließlich verschmälert ein Meister auch nicht, ganze Bruchstücke des Vergangenen einem neuen Werk einzuverleiben. So unendlich reich ist unsere Psyche nicht, daß sie immer von Grund auf neu erbaut. Die Natur thut es auch nicht. Man sieht es an den Gefängnissen, Spitälern und Irrenanstalten, wie ungeheuer viel sich die Natur einen kleinen Schritt vorwärts kosten läßt; sie baut mühsam auf das Vorhergehende.

Dieser Prozeß im Großen wiederholt sich auch in dem kleineren Gebiet der Sprache; wenig von neuen Kombinationen, fast Alles alte, übernommene Bruchstücke. Wir sprechen die Worte und Sätze unserer Eltern, Lehrer und Bücher, und wer gewählt spricht, auf Grund einer guten Sprachbegabung oder sonstigen Freude daran, Der spricht „wie ein Buch“, nämlich wie das Buch, das er gelesen hat; er wiederholt etwas größere Bruchstücke als Andere. Ist er ein anständiger Durchschnittsmensch, so spricht er entweder nicht so oder gesteht offen, woher ers hat. Reproduziert Einer aber wörtlich acht Druckzeilen lang die Sätze eines Anderen, so darf man Denen, die „Plagiat!“ schreiben, zwar nicht ohne Weiteres das Maul zuhalten — denn thatsächlich kommen Plagiate vor —, aber man braucht auch nicht den Menschen, dem dieses Unglück passirt ist, gleich fallen zu lassen. Die Natur hat sich nämlich bei der Einrichtung der Wiedererinnerungsfähigkeit nicht ausschließlich an die Möglichkeit des unmittelbaren und mittelbaren Wiedererinnerns gebunden; sie hat den Geistreichen und den Narren noch die Kryptomnesie gegeben.

Das Wort Kryptomnesie stammt aus der französischen fachwissenschaftlichen Literatur. Besonders Flournoy, der genfer Psychologe, hat werthvolle kasuistische Beiträge zur Kenntniß dieses Phänomens geliefert.*) Kryptomnesie bedeutet etwa: verborgene Erinnerung. Was damit gemeint ist, zeigt am

*) Flournoy: Des Indes à la Planète Mars. Paris et Genève. 1900.

Besten ein konkretes Beispiel:*) Als ich vor einigen Jahren Zarathustras Höllenfahrt las, fiel mir besonders die Stelle auf, wo Nietzsche schildert, wie Zarathustra in die Hölle gelangt. Es kam mir vor, als hätte ich diese Schilderung schon einmal gelesen. Ich dachte zuerst, es handle sich bei mir um einen Fall von Erinnerungsfälschung (abnorme Bekanntheitqualität); schließlich verdichtete sich die auffallende Bekanntheitqualität ganz besonders auf die Stelle, wo es heißt, die Mannschaft sei an Land gegangen, „um Kaninchen zu schießen.“ Dieser Passus beschäftigte mich mehrere Tage, bis mir endlich einfiel, daß ich eine ähnliche Geschichte vor mehreren Jahren bei Justinus Kerner gelesen hatte. Ich durchsuchte die „Blätter aus Brevoort“, jenes altmodische Magazin von treuherzigen schwäbischen Gespenstergeschichten, und fand im vierten Band auf Seite 57 die folgende Erzählung (ich stelle den entsprechenden Passus aus Zarathustra daneben):

Nietzsches Werke, Band VI. Also sprach Zarathustra . . . Seite 191. Leipzig 1901.

„(Durch den Feuerberg selber aber führe der schmale Weg abwärts, der zu diesem Thore der Unterwelt geleite.)“

Um jene Zeit nun, als Zarathustra auf den glückseligen Inseln weilte, geschah es, daß ein Schiff an der Insel Anker warf, auf welcher der rauchende Berg steht, und seine Mannschaft ging ans Land, um Kaninchen zu schießen. Gegen die Stunde des Mittags aber, da der Kapitän und seine Leute beisammen waren, sahen sie plötzlich durch die Luft einen Mann auf sich zukommen und eine Stimme sagte deutlich: „Es ist Zeit! Es ist die höchste Zeit!“ Wie die Gestalt ihnen aber am Nächsten war — sie flog aber schnell, gleich einem Schatten, vorbei, in der Richtung, wo der Feuerberg lag —, da erkannten sie mit größter Bestürzung, daß es Zarathustra sei, denn sie hatten ihn Alle schon gesehen, ausgenommen der Kapitän selber. „Seht mir an!“ sagte der alte Steuermann: „da fährt Zarathustra zur Hölle!“

Ein Schreden erweckender Auszug aus dem Journal des Schiffes Sphing vom Jahre 1686, im Mitteländischen Meer.

Justinus Kerner: Blätter aus Brevoort, vierter Band, Seite 57.

Die vier Kapitäne und ein Kaufmann, Herr Bell, gingen an das Ufer der Insel Mount Stromboli, um Kaninchen zu schießen. Um drei Uhr riefen sie ihre Leute zusammen, um an Bord ihres Schiffes zu gehen, als sie zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen zwei Männer erscheinen sahen, die sehr schnell durch die Luft auf sie zuschwebten. Der Eine war schwarz gekleidet, der Andere hatte graue Kleider an, sie kamen nah bei ihnen vorbei, in höchster Eile, und stiegen zu ihrer größten Bestürzung mitten in die brennenden Flammen, in den Schlund des schrecklichen Vulkan, Mount Stromboli, hinab.

(Als die Reisenden nach London zurückkehrten, erfuhr sie, daß inzwischen zwei Bekannte gestorben, die selben, die sie auf Stromboli gesehen hatten. Aus der Erzählung wird geschlossen, daß auf Stromboli der Eingang zur Hölle sei.)

*) Ich habe dieses Beispiel schon verwendet und besprochen in meiner psychiatrischen Studie „Zur Psychologie und Pathologie sogenannter offakter Phänomene.“ Leipzig 1902.

Man sieht ohne Weiteres, daß die Ähnlichkeit der beiden Erzählungen nicht mehr bloßer Zufall sein kann. Gegen Zufall sprechen namentlich die sprachlichen Uebereinstimmungen und die Reproduktion von unwesentlichen Einzelheiten, wie: „um Kaninchen zu schießen.“ Also ein Plagiat! Diese Annahme wird Jedermann absurd finden. Warum? Weil der reproduzierte Passus im Verhältnis zur künstlerischen Absicht Nießsche denn doch zu unwesentlich ist. Nicht nur unwesentlich, sondern zum Theil auch überflüssig und unnötig. Die Kaninchen, zum Beispiel, charakterisiren gar nichts, ob man sich nun unter den „glückseligen Inseln“ die Liparischen oder die Kanarischen Inseln vorstellt. Die Schilderung wird durch die Kaninchen auch durchaus nicht geschmackvoller; im Gegentheil. Psychologisch ist die Sache nicht leicht zu erklären. Die erste Frage ist: Wann hat Nießsche die Blätter aus Brevoort gelesen? Wie ich einem von Frau Förster-Nießsche an mich gerichteten Brief entnehme, hat sich Nießsche zwischen dem zwölften und fünfzehnten Jahr bei seinem Großvater Pastor Dehler in Pöbler lebhaft mit Justinus Kerner beschäftigt; später wahrscheinlich nicht mehr. Es wäre auch schwer verständlich, was Nießsche, der bei seinen schwachen Augen so hausälterisch mit seiner Lecture umgehen mußte, in späteren Jahren noch zu diesen erbaulich kindischen Wundergeschichten zurückgelockt haben könnte; und dann wäre die Erklärung dieses Plagiates erst recht schwierig. Ich glaube, man kann ruhig annehmen, daß Nießsche in früher Jugend diese Geschichte gelesen hat und später nie wieder. Wie kommt nun der Dichter dazu, diesen Passus zu reproduziren?

Ich kann es zwar nicht beweisen, aber ich glaube, daß Nießsche nicht durch das alte Märchen auf die Idee der Höllenfahrt Zarathustras gebracht wurde. Bei der Ausarbeitung der allgemeinen Konzeption wird sich ihm wohl Kerner's Geschichte untergeschoben haben, weil sie der Generalidee „Höllenfahrt“ nach dem Gesetz der Ähnlichkeit assoziiert war. Werkwürdig ist dabei, mit welcher wörtlichen Treue die Reproduktion erfolgte. Die auffallende Uebereinstimmung der beiden Texte spricht unbedingt dafür, daß der Dichter nicht aus dem Umfang des bewussten Gedächtnisses reproduziert hat; denn sonst müßte er über ein mehr als phänomenales Gedächtniß verfügen. Aus den normalen Möglichkeiten des Gedächtnisses läßt sich der Fall nicht erklären; es ist fast undenkbar, daß der Dichter mit willkürlicher Evolution jene alten Wortreihen wieder wachgerufen hat. Hirnphysiologisch ist das Wiederauftreten uralter längst vergessener Eindrücke verständlich, denn vom Gehirn wird kein einziger noch so kleiner Eindruck vergessen; jeder hinterläßt eine (wenn auch ganz feine) Gedächtnißspur; das Bewußtsein hingegen arbeitet mit unendlichen Verlusten an früheren Eindrücken, so, wie die Bank von England immer nach einem gewissen Zeitraum ihre täglich eingegangenen Noten wieder verbrennt. Unter besonderen Umständen ist ein Wiederauftauchen alter Gedächtnißspuren in pho-

tographischer Treue durchaus nicht unmöglich. Die Literatur überliefert nicht wenige Beispiele von Fällen, wo Sterbende oder sonst geistig abnorme Personen ganze Ketten von früheren Eindrücken, die dem Umfang des bewußten Gedächtnisses vielleicht gar nie angehört hatten, reproduziert haben. Bei Eckermann*) wird von einem alten Mann „geringen Standes“ berichtet, der sterbend plötzlich anfing, griechisch zu rezitieren. Es stellte sich heraus, daß ihm als Knaben einige griechische Verse eingepaukt worden waren, damit er dem vornehmen faulen Schüler als leuchtendes Vorbild diene. Ein anderer Fall ist mir bekannt, wo eine alte Magd auf dem Sterbebett griechische und hebräische Bibelstellen her sagte. Nachforschungen ergaben, daß sie als junges Mädchen bei einem Geistlichen diente, der die Gewohnheit hatte, nach dem Essen auf- und abzugehen und dabei die heilige Schrift laut in der Ursprache zu lesen. Der verstorbene wiener Psychiater Krafft-Ebing berichtet in seinem Lehrbuch einen Fall, wo ein sechzehnjähriges hysterisches Mädchen in einem ekstatischen Zustand ein über zwei Seiten langes Gedicht, das sie kurz zuvor einmal gelesen hatte, ohne Mühe reproduzieren konnte.

Wie diese Beispiele zeigen, sind hirnpfysiologisch solche Reproduktionen möglich. Dazu aber, daß sie zu Stande kommen, gehört wohl immer ein abnormer Geisteszustand, den man bei Nietzsche zur Zeit der Schöpfung des „Zarathustra“ mit Recht vermuthen kann. Man denke nur, mit welcher unglaublichen Geschwindigkeit dieses Werk geboren wurde. „Eine Entzündung, deren ungeheure Spannung sich mitunter in einem Thränenstrom auslöst, bei der der Schritt unwillkürlich bald stürmt, bald langsam wird; ein vollkommenes Außersichsein mit dem distinktesten Bewußtsein einer Anzahl seiner Schauer und Ueberrieselungen bis in die Fußzehen, eine Glühdürste, in der das Schmerzlichste und Dästerste nicht als Gegensatz wirkt, sondern als bedingt, als herausgefordert, als eine nothwendige Farbe innerhalb eines solchen Lichtüberflusses.“ So beschreibt Nietzsche selbst seine Stimmung. Diese erschütternden, tiefsten Schwankungen der Gefühle, die weit über den Umfang des Selbstbewußtseins hinauszugreifen, sind die Kräfte, welche die äußersten und verborgensten Assoziationen ans Licht gerufen haben. Hier hat das Bewußtsein, wie ich vorhin sagte, nur die Sklavenrolle gegenüber dem Dämon des Unbewußten gespielt, der das Bewußtsein tyrannisiert und mit fremden Einfällen überschüttet. Niemand hat den Zustand des Bewußtseins unter dem Einfluß eines unbewußten automatischen Komplexes besser beschrieben als Nietzsche selbst: „Mit dem geringen Rest von Aberglauben in sich würde man in der That die Vorstellung, bloß Inkarnation, bloß Mundstück, bloß Medium übermächtiger Gewalten zu sein, kaum abzuweisen wissen. Der Begriff Offenbarung

*) Gespräche mit Goethe. Bd. III, Seite 230 der Reclam-Ausgabe.

in dem Sinn, daß plötzlich, mit unsäglicher Sicherheit und Feinheit, Etwas sichtbar, hörbar wird, Etwas, das Einen im Tiefsten erschüttert und umwirft, beschreibt einfach den Thatbestand. Man hört, — man sucht nicht; man nimmt, — man fragt nicht, wer da giebt; wie ein Blitz leuchtet ein Gedanke auf, mit Nothwendigkeit, in der Form, ohne zu zögern, — ich habe nie eine Wahl gehabt.“ Besser könnte man die Ohnmacht des Selbstbewußtseins gegenüber der Gewalt des aus dem Unbewußten austauchenden Automatismus wohl kaum schildern. Diese elementare Kraft allein vermag beim vollsinnigen Menschen die ältesten und feinsten Gedächtnisspuren aus der Vergessenheit herorzureißen. Beim Sterben des Gehirns, wo das Bewußtsein sich zerlegt und die Großhirnrinde dämmernd automatisch und unkoordinirt noch etwas weiter arbeitet, kann unter Massen kranker Unsinns noch das eine oder andere Bruchstück von Gedächtnisspuren reproduziert werden; eben so in der Geisteskrankheit. Ich habe jüngst einen Fall von Zwangsstreden bei einer verblöddenden jungen Patientin beobachtet. Sie schilderte Stunden lang mit rasender Geschwindigkeit alle Portiers, die ihr im Leben je begegnet waren, sammt deren Familien, Kindern, Zimmereinrichtungen bis in die unglaublichsten und wahnfinnigsten Einzelheiten hinein; eine fabelhafte Leistung, die für willkürliche Evolution ganz unmöglich wäre. Davon unterscheidet sich die geniale Arbeit, indem sie diese entlegensten Fragmente hervorholt, um sie einem neuen Bau sinnvoll einzufügen.

Diese physischen Vorgänge, bei denen eine automatisch schaffende Kraft verlorene Gedächtnisspuren in größeren Fragmenten von photographischer Treue wiedererscheinen läßt, bezeichnet die Wissenschaft als Kryptomnesie.

Der Fall Jacobsohn, der mir nur aus der Darstellung der Herren Harden und Schnigler bekannt ist, scheint allerdings viel Verwandtes mit einer Kryptomnesie zu haben; jedenfalls müßte ich nicht zu sagen, warum es keine sein sollte. Aus diesem Vorkommniß läßt sich vielleicht ein Schluß auf die Kraft der künstlerischen Begabung und Leidenschaft Jacobsohns ziehen, kaum aber, wie Arthur Schnigler es gewagt hat, auf den Geisteszustand oder gar auf eine lokalisierte Herderkrankung der Sprachcentren. Herdsymptome der Brocaschen und benachbarten Hirnwindungen sehen denn doch ganz anders aus als eine Kryptomnesie. Ich bin im Gegentheil geneigt, Herrn Jacobsohn vorläufig, was künstlerische Produktion betrifft, eine gute Prognose zu stellen. Sollte ihm etwas Menschliches zustossen, so wäre es der reinste Zufall, wenn die Rinde seiner Sprachwindungen erkrankte.

Burghölzli-Zürich.

Dr. Karl Gustav Jung.



Kunst und Sozialismus.

Der moderne Sozialismus hat sich als Feind der lyrischen Elemente des Denkens entpuppt. Er besitz in einem Grade, dessen unglaubliche Höhe seinen Triumph ausmacht, eine logische Einseitlichkeit in seinen Forderungen und eine gewisse Vernunft, deren klare Schärfe die Massen zu gemeinsamem Handeln zusammenschließt. Doch er zeigt sich armsüßig in seinem Positivismus; es fehlt ihm fast ganz und gar an allgemeinen Ideen; er hat Furcht vor Allem, was nicht einen allgemeinen Nutzbarkeitwerth besitzt; er steht dem Idealismus feindlich gegenüber; und besonders sichtbar wird seine Kengstlichkeit auf dem Gebiete der Moral. Es ist merkwürdig, mit welcher Kraft sich die bürgerlichen Anschauungen in den sozialistischen Revuen noch geltend machen, sobald es sich um Moral handelt, während sich auf dem wirtschaftlichen Gebiet intelligente und kühne Ideen Bahn gebrochen haben. Gerade in dem Moment, wo die Bourgeoisie auf ihre spießbürgerlichen Ansichten verzichtet und das Leben mit weiteren, intelligenten Blicken betrachtet, scheint sich der Sozialismus diese alte, welke Moral wieder aneignen zu wollen und stellt sie noch stolz zur Schau. Wenn eine sozialistische Zeitung einen Mißbrauch oder einen Skandal der besitzenden Klasse aufdeckt, thut sie mit einer Zimperticheit, verräth sie eine so enge Auffassung, daß man an den Arbeiter von 1848 erinnert wird. Wilde Atheisten predigen naiver Weise eine Katechismusmoral. Hartgefotene Bourgeois zeigen sich (zum Beispiel in Bezug auf den schmadvollen Pllogismus der heutigen Einrichtung der Ehe) im Durchschnitt viel liberaler als die Sozialisten. Die scheinen an diese Fragen nie gedacht zu haben und werden, wenn sie plötzlich in den Besitz der absoluten Macht kommen, sicher eine bedeutende wirtschaftliche Umwälzung bewirken, aber auch in ihrem neuen Staat eine welke und abgebrauchte Moral beibehalten, in der die Quintessenz der Anschauungen der zerstörten Klasse — eine seltsame Ironie des Schicksals — wieder zum Vorschein kommen dürfte. Gerade weil die Bourgeoisie fühlt, wie sie in allen Fugen kracht, wie die allgemeinen Ideen, die ihre eigenen Söhne ihr anzuwingen, durch den Panzer des Egoismus, der ihre Stärke ausmacht, hindurchdringen, gerade darum geht es ihr wie allen im Todeskampf liegenden sozialen Organismen: sie wird „byzantinisch“. Das heißt in diesem Fall: sie verkauft und kommt gleichzeitig auf uneigennütige Gedanken, spottet ihrer selbst, sieht die Leute, die sie verhöhnen, und freut sich über die Abschaffung der Privilegien.

Der Sozialismus will in seiner Verblendung nicht einsehen, daß in einer neuen wirtschaftlichen Ordnung auch eine neue geistige Verfassung nöthig sein wird. Das Geheimniß der skandalösen Opposition gegen einen Mann wie Jaurès liegt in dem Unvermögen, auch nur von fern einer so stolzen Seele zu folgen, die mit Schmerzen fühlt, daß eine Erweckung der Seele und der Idealität unbedingt erforderlich ist. Die heutigen Schriftsteller, Künstler und Ideologen fühlen wohl, daß der Sozialismus nothwendig ist; und mit Mitleid und Sympathie folgen sie ihm, weil er den Armen Gerechtigkeit bringt. Doch sie können ihn nur als das vorübergehende und unvollkommene Vorpiel eines erhabeneren sozialen Staates betrachten. Sie können ihn nicht seiner selbst wegen lieben, denn er steht ihnen fremd gegenüber. Er bezeugt ihnen ein abstoßendes Mißtrauen und betrachtet ihren großen und thatfächlichen Nutzen mit seltsamer Verständnislosigkeit. Sie müssen schon einen

gewissen Muth besitzen, um immer noch in ihren Kreisen für ihn weiter zu arbeiten, sowohl auf dem Theater wie durch das Buch; und thun es auch wirklich nur, um einem höheren Instinkt zu gehorchen. Denn sie arbeiten gegen ihr Interesse für eine Partei, die sie nächstens als unnütze Mitesser ansehen wird. Wenn es eine absolute sittliche Uneigennützigkeit giebt, so ist sie bei den Schriftstellern und Künstlern zu finden, die muthig für die Sache des Sozialismus eintreten. Sie müssen oft Abweisungen über sich ergehen lassen und viele geistige Abneigungen überwinden. Die Undankbarkeit der Partei hätte nichts zu bedeuten, weil ihr Dank ja nicht als Lohn der Arbeit betrachtet wird; der Künstler, der aus dem Sozialismus Nutzen ziehen wollte, würde sich jämmerlich verrechnen. Doch es ist peinlich, sich nicht verstanden zu wissen, und diese Traurigkeit ergreift den Schriftsteller, wenn er die neue Partei vor intelligenten Bourgeois verteidigt und man ihm das mangelnde Verständniß für allgemeine Ideen, die rüchändige Banalität der sozialistischen Gedanken vorhält, die er eben nicht leugnen kann. Was soll man zu den possenhafte Entscheidungen so mancher sozialistischen Gemeinderathes sagen? Wie soll man sich zu dem verbitterten Kleinlichkeitsgeist, dem platten Nüchlichkeitgeschmack, der psychologischen Kurzsichtigkeit und den Gemeinplätzen stellen, die sich in den Reden vieler Führer breitmachen? Der Raum, den die Mittelmäßigkeit in der sozialistischen Parteibewegung einnimmt, ist so groß, daß man verzweifeln könnte.

Diese Betrachtungen wären jedoch ungerecht, wollte man nicht eine kleine Minderheit von Sozialisten ausnehmen, die es sich angelegen sein lassen, die Gleichgiltigkeit ihrer Parteigenossen gegen die Künstler, gegen alle kultivierten und aufgeklärten Individuen anzurütteln. Sie betrachten den Sozialismus als eine vernünftige Erweiterung der moralischen und wirtschaftlichen Anschauungen der Menschheit, und taucht ein erhabener Gedanke auf, so suchen sie ihn ihm zuzuführen. Doch gerade sie leiden darunter, daß sie die „Partei der Häuße“ nicht von ihrem trostlosen Epitheton befreien können. Ihr Ehrgeiz der Massen wehnen sie an, daß es nicht nur auf die Magenfrage ankommt. Doch sie haben gegen einen Riesenstumpfsinn anzukämpfen; und die Führer zeigen sich manchmal viel schlichterwie als die Jungen. Sie scheinen vom Volke viel weniger Intellektualität zu erwarten, als es beweist, und oft hat man den Eindruck, als wüßten auch sie kaum besser als die Bourgeois, wie viel man trotz Allem mit den Massen ausdrücken könnte. Die Künstler fühlen Das mit ihrem feinen Takt besser. Doch der Positivismus, der Atheismus und der falsche wissenschaftliche Geist des Marxismus haben den Volksoziologen eine solche Furcht und solche Abneigung vor jeder spiritualistischen Hypothese, vor allem Ursprünglichen eingeflößt, daß sie sich hartnäckig in die dünnen Rehe ihrer kleinen praktischen Vorschläge verstricken und dem Ideologen den selben Haß entgegenbringen wie die schlimmsten Despoten. Der Sektirergeist verblendet sie eben.

Man muß demnach befürchten, daß zwischen dem Sozialismus und den Künstlern nach und nach ein unüberbrückbarer Graben entsteht. Eine kleine Minderheit der Sozialisten ist der selben Meinung und die Künstler bemühen sich, eine Verständigung herbeizuführen. Doch nichts überzeugt den großen Haufen der Partei; überall wird die Kunst von dem Utilitarismus unterdrückt. Jeden Tag erfährt man irgend einen Vandalismus, den die engherzige Anschauung der Sozialisten verschuldet hat, und merkt mit aufrichtigem Bedauern, daß die Kunst überall verpönt wird, wo der Sozialismus auftaucht. Es ist eine nicht zu leugnende Thatsache,

daß zuerst die unumschränkt herrschende Bourgeoisie die Städte entstellt hat und daß der Sozialismus dieses Bemühen fortsetzt, fast nach den selben Instinkten unklaren Hasses gegen eine Schöpfung der denkenden Menschheit, die er als unnützlich und perverß betrachtet. Die Kunst mag sich noch so sehr erweitern und sich selbst den Gebrauchsgegenständen zuwenden, sie mag den Dilettantismus noch so sehr verpönden und aufhören, das Labjal der reichen Egoisten zu sein, um sich der Menge zu bieten: sie wird von der Kurzsicht aller Mittelmäßigen als eine Quelle der Korruption und auf jeden Fall als etwas Ueberflüssiges angesehen werden.

Man fragt sich also mit Recht, ob der soziale Ansturm die Kunst beiseiten wird. Der kleine Bruchtheil der dem Aristokratismus des Geschmacks huldigenden Künstler zweifelt schon nicht mehr; das Exil ist ihr Loß. Sie bilden eine kleine Gesellschaft, die mit den Emigrirten der Revolution große Aehnlichkeit hat. Sie hassen den Sozialismus und suchen sich schon jetzt außerhalb des sozialisirten Europa ein anderes Koblenz. Doch die Fraktion der verfühlich Gesunkenen hält nach wie vor ihre weiße Fahne, obwohl die Ungerechtigkeiten und die geistige und moralische Verhündnißlosigkeit der sozialistischen Führer sie empört. Sie macht noch einen letzten Versuch und bemüht sich redlich, die Armen für das einzige Ideal zu interessieren, das ihnen bleibt und das man ihnen vorenthält. Die Kunst kann nicht sterben, niemals, und nichts wird sie töden. Der Utilitarismus beschränkt sie auf einzelne Wesen, unterdrückt sie aber nicht. Das nur auf praktischen Nutzen bedachte Amerika zeigt in Poe, Whistler, Whitman, Emerson die Quintessenz von Venies, den Extrakt aus ganzen Geschlechtern von geringeren Künstlern. Doch die Artistenkunst, die eifersüchtig verschlossene und geheimnißvolle Formelkunst, die Kunst der „Eisenbeinernen Thürme“ reizt die soziale Masse zur Wuth und macht sich eben so verhaßt wie verächtlich, so daß ein Zusammenstoß unvermeidlich ist. Eine Umwandlung wird also zur Verjöhnung führen. Es giebt nichts Absoluteres, nichts Willkürlicheres, nichts Helbenhafteres als die Kunst, aber auch nichts Geschmeidigeres, Diegsameres und Subtileres. Sie ist unsterblich: also wird sie leben.

Der Architektur geht es am Schlimmsten. Man denkt bei der Kulage von Wohnhäusern ausschließlich an die Hygiene und der moderne „Kasernismus“ kann nur Grauen erregen. Der Ausschluß jeder Religiosität verbannet den Luxus und das Mysterium, deren erhabene architektonische Schönheiten uns die Vergangenheit in so herrlichen Beispielen hinterließ. Mit der Poesie des Steines ist es vorbei. Doch schon versucht das Eisen, die Harmonie auf einem anderen Gebiet wiederherzustellen und den Glanz der Tempel neu zu beleben. Bis jetzt stammelt es noch und wird nur auf babylonische Barbareien angewendet; doch vielleicht werden aus dem Spiel der Bogen, dem leichtem Gefüge der Kuppeln, den unerhörten Kühnheiten der Emporen eines Tages neue Schönheiten erstehen. Schon sind uns Verheißungen geworden. In manchen neuen Wohnhäusern sucht man den Anspruch auf Komfort und Ventilation jetzt in weniger häßlicher Form zu befriedigen. Inzwischen fallen die alten, von Träumen und Erinnerungen umspinnenen Mauern unter der Hade und keine wahre Schönheit tritt an ihre Stelle. Leicht ist vorauszu sehen, daß die Ueberfülle der Arbeiterstädte das Werk der „Verhäßlichung“ vollenden wird, das die Fabriken und die herrschaftlichen Häuser begonnen haben; sie geben den Städten ein korrektes, langweiliges und nächtliches Aussehen, das nur durch die breiten Plätze und die Anpflanzungen ein Bißchen freundlicher wird. Auf jeden Fall werden die Innenräume nicht so häßlich sein wie die Außenseiten.

Die Hauptsache aber bleibt die Reugeburt der industriellen Kunst. Mit tiefer Freude sehen wir, wie die Künstler Kunsthandwerker werden, nicht mehr ausschließlich auf die Ausschmückung der reichen Häuser bedacht sind, sondern auch den Armen hübsche Gegenstände zu den selben Preisen geben und so unbewußt das soziale Ideal verwirklichen, das jede Theilung der Kunst zuläßt. Der Kunstarbeiter, den die Erzgießer, die Buchdrucker, die Steingutkünstler, die Goldschmiede in seinem Bestreben nach Unabhängigkeit lange gehemmt haben, tritt täglich mehr mit den Schöpfern neuer Formen in direkte Beziehung und erhebt sich dadurch moralisch. Ich will nur ein paar Beispiele heraufgreifen. Die Arbeiter, die mit Robin arbeiten oder Alexandre Charpentier bei der Modellirung eines Reliefs oder beim Schmelzen eines Zinnstückes behilflich sind, die unbekanntem Lithographen, die Chéret oder Carrière in den Höfen der Vorstädte suchten, oder die Männer, die Charles Borde in den Provinzgefängnissen entdeckt und im Lauf zweier Jahre zu Konzerntänzern ausgebildet hat: all diese Söhne des Volkes werden den Sozialisten am Tage des „großen Kladderadatsch“ den sittlichen Werth ihrer Vorbilder und die Beziehungen des Künstlers zur großen Masse erklären. Sie haben Achtung vor der Kunst gelernt und können den Führern die Augen öffnen, wenn diese Blinden wieder einmal ausrufen sollten: „Was nützen uns Kunstgegenstände, was Künstler?“ Eine ganze Generation wird aufstehen und ihnen sagen, daß ihre Ideen veraltet sind. Große Körperkrajten sind in unseren Tagen mit den Künstlern, von denen sie so lange nichts wußten, in Verkehr getreten und die Zerstörung des Kastengeistes hat ein brüderliches Zusammenwirken ermöglicht. So hat die große Verbreitung der billigen Originalillustration, die man den Zeichnern des Chat Noir und deren Nachfolgern verdankt, der ganzen Klasse der Lithoure, Farbenlithographen und Holzschneider neue Aufgaben gestellt.

Die Malerei, die Literatur, die Musik, denen zu solchen manuellen und technischen Beziehungen, zu solcher Arbeitsgemeinschaft die Gelegenheit fehlt, scheinen den Gründen der Utilitarier zugänglicher zu sein. Doch der Kunst stehen unendliche Mittel zu Gebot. Sie trägt, wie der Sozialismus, ein Licht der Wahrheit in sich; und die Kleinlichkeit der von dem Wunsch nach sofortiger Nutzbarmachung eingegebenen Gründe wird nicht gegen einander zu hegen vermögen, was herrlich neben einander bestehen kann. Egoismus, Genußsucht, Habgier, rohe Gewalt, Barbarei jeglicher Art haben die Kunst nicht zu töden vermocht. Kein geistiges Phänomen folgt mit größerer Treue den Wandlungen der Klasse.

Blicken wir auf die Malerei. Sie schien sich in einer Epoche, die weder Kathedralen noch Riesenpaläste mehr baut, häuslich eingerichtet, ihren Rahmen ohne Beiflage verkleinert zu haben. Was der Technik irgend abzurufen war, hatte der Impressionismus erreicht; das Publikum ahnte die Größe der überwundenen Schwierigkeiten gar nicht. Und nun erleben wir die Auferstehung dekorativer Kunst. Selbst raffiniert gebildete Kritiker geben ja zu, die Technik Monets lasse sich herrlich bei einer Erweckung der Wandmalerei großen Stils verwenden. Auf Puvvis de Chavanne, der das letzte Glied einer Kette schien, folgt Henri Martin. Besnard bringt wissenschaftlichen Ernst und wird der Maler moderner Mittelsreligion. Carrière legt seine Schleier um die Armen aus dem Volk und scheut sich nicht, der Zeitung L'Aurore ein Plakat zu zeichnen, das ein Krückerwerk strenger Würde ist. Roger Marx läßt von Steinlen, Willems, Rivière sogar für die Schulstuben gute, einfache Bilder entwerfen. Chéret erfreut Reich und Arm mit seinen Pla-

taten. Steinlen zeichnet den Traum der Revolutionäre und Forain verhöhnt die heuchlerische Bourgeoisie.

Die Malerei wird durch die Illustration und das Flugblatt, aber auch durch die große Wanddekoration der Historiograph der arbeitenden und hoffenden Masse, während die Staffeleimaler die Lieferanten der reichen Klasse bleiben und nur durch schlechte Reproduktionen den Armen bekannt werden. Auch diese Lücke könnte eine freie Republik da, wo es sich um besonders wertvolle Kunstwerke handelt, mit geringen Kosten ausfüllen. Die dekorative Aufgabe der Bildhauerei ist einfach. Sie bereichert unsere Gärten und Plätze mit Schöpfungen aus dem Volksleben; auch kann sie durch die verwandten Künste, die Töpferei und die Porzellanarbeit, die Wanddekorationen der den Massen erschlossenen öffentlichen Orte vervollständigen.

Der Musik ist die schönste Rolle zugebacht. Sie ist die demokratische Kunst par excellence. Ihre Sprache ist international. Die Symphonie ist die Messe und die Kommunion der Zukunft. Schon jetzt drängt sie sich der Arbeitermasse Europas an öffentlichen Orten in den beliebten Sonntagskonzerten auf und zwingt sie, vor ihr die Stirn zu beugen; und wie früher die Religion, so besitzt sie jetzt allein die Macht, allgemeines Schweigen zu gebieten. Sie ist die Sprache des Metaphysischen und zugleich auch das nicht in Worte gekleidete Gebet des ärmsten leidenden Mädchens; und da sie keiner Worte bedarf, so ist sie keinem Irrthum unterworfen und sät weder Zwist noch Haß. Die Musik wird das Element des Spiritualismus, ohne das keine menschliche Gesellschaft lebensfähig sein kann, der Welt erhalten.

Auch die soziale Literatur wird größer; sie überfluthet die Zeitungen, sie zwingt die hartnäckigsten Geschäfts- und Getriebenen, großherzige Erklärungen aufzunehmen, die noch vor zehn Jahren kein Mensch gelesen hätte. Eine ähnliche Entwicklung wird sich in der für das Volk bestimmten Poesie vollziehen. Sie ist noch den feilsten Kompromissen preisgegeben; doch auf allen Seiten verläßt die Jugend, verlassen zwanzigjährige Poeten ihre „Eisenbeinhärme“, um sich durch die Berührung mit den Gefühlen des Volkes zu erfrischen und dem Volk das Geschenk zurückzuerstatten. Die lange verachtete volkstümliche Poesie regt sich wieder.

Die Kunst wird also reich und intelligent genug sein, um ihre Ausdrucksformen so umzugestalten, daß sie nie nutzlos erscheint. Sie macht dem engherzigen Sozialismus die edelste und geschickteste Opposition; sie wird ihm vorher so viele Dienste erweisen, daß sie am Tage des brutalen Zusammenstoßes eine Hauptkraft des neuen Staates sein wird. Während die ungebildeten Führer der „Partei der Däuche“ noch immer weiter predigen, die Kunst sei ein Spiel für Dandies, eine Befriedigung der Reichen, ein überflüssiger Luxus, hat sie erhabene Werke geschaffen und eine Musterschule intelligenter und freigeistiger Kunsthandwerker gebildet, die diese Führer schnell zum Respekt zwingen wird. Das wollen die modernen Bourgeois eben so wenig einsehen wie die sozialistischen Führer, vor denen sie so große Angst haben; wahrscheinlich sehen Bailant und Guesde diese Entwicklung nicht klarer als der rückständigste Rentier. Das unerschütterliche Prinzip der führenden Minderheit wird sich im sozialistischen Staat zu neuer Herrschaft durchringen. Und schon jetzt erleben wir ein Wunder: die geheimnißvolle Verbindung des Volkes und Derer, die denken und lieben, das Bündniß der Schöpfer des Gedankens und der Armen im Geiste, dieses stets für unmöglich gehaltene, nun verwirklichte Bündniß, das die tödtlichen Ränke aus beiden Lagern nicht zu hindern vermochten.

Selbstanzeigen.

Verirrte Deutsche. J. C. C. Bruns, Minden i. W.

Die „Verirrten“ sind der erste Band einer Entwicklungsgeſchichte der deutſchen Dichtung nach dem Geſichtspunkte unſerer Zeit: „Die Deutſchen“. Zweitauſend Jahre Kampf liegen heute hinter uns und wir wiſſen, daß ſie nur den einen Sinn gehabt haben können, das deutſche Volk ſeiner Beſtimmung einer deutſchen Kultur zuzuführen. Daß wir nicht in dieſen zweitauſend Jahren Kampf zuſammengebrochen ſind, verdanken wir Niemand mehr als der deutſchen Dichtung. Und ſo handeln denn „Die Deutſchen“ vom all den Männern, die durch das geſchriebene oder geſprochene Wort die Nation immer wieder aufrecht erhalten und vorwärts getrieben haben. Oft war der Kampf zu ſchwer und manchen Dichter hat die Dunkelheit ſeiner Zeit verſchlungen, ſo daß er nichts hinterlaſſen konnte als Zeichen dafür, daß da, wo er ſuchte, wenigſtens Wege waren: deſhalb ſieht man auf die „Verirrten“ zuerſt, wie ſie an ihren Problemen zu Grunde gingen; Günther, Venz, Klinger, Grabbe, Büchner, Corradi, Hille. Das iſt der erſte Band. Aber immer folgten ihnen „Führende“, die, ſchon in helleren Zeiten geboren, mit der Macht ihrer Dogmen zu Zielen unmittelbar hinleiteten: Hutten, Luther, Schiller, Nieſche, Harnack. Das iſt der zweite Band. Zu ihnen geſellen ſich „Die Verſchwärmten“, tief aus dem Myſtiſchen kommend: Meiſter Eckart, Jakob Böhme, Angelus Sileſius, Hölberlin, Novalis, Rombert. Das iſt der dritte Band. „Sammelnde“ begründen all dieſe Funde, mit der Schärfe und Ueberſicht ihrer Kritik die Erſcheinungen ordnend: Karl der Große, Leibniz, Winckelmann, Leſſing und Herder. Der vierte Band. Und zum Monumentalen Alles verbindend, an der Scheide der alten und der neuen Welt, der letzte große klaſſiſche und der erſte große moderne Menſch, ſteht „Goethe“ da; von ihm handelt der fünfte Band. Damit ſchließt ſich der Umkreis, der für den erſten Theil der „Deutſchen“ zunächſt einmal gezogen iſt. Von der Fortſetzung heute ſchon zu ſprechen, wäre wohl verfrüht. Nur mag gejagt ſein, daß im letzten Bande „Die Lachenden“ das Ganze mit ihrem Humor alles Menſchlichen ſchließen werden. Die Form des Wertes iſt die eſſayiſtiſche: denn die Monographie iſt der Ausdruck unſerer indi-vidualſtiſchen Zeit. Aber wie wir heute überall auf dem Wege ſind, aus dem Kraftgeſühl moderner Vitalität heraus wieder zu feſten Syntheſen zu gelangen, ſo können wir auch in der Weſtheit nicht bei jener zerſplitternden und auflöſenden Art ſtehen bleiben, zu der uns erſt die ſozio-logiſche und dann die psycho-logiſche Methode hingeführt hat, ſondern müſſen auch da ſuchen, die Stoffe wieder auf große Zuſammenhänge zu bringen. Für „Die Deutſchen“ ergaben ſich dieſe Zuſammenhänge aus dem großen Stoff ganz von ſelbſt.

Paris.

Roeller van den Bruck.

Julius Robert Mayer. („Klaſſiker der Naturwiſſenſchaft“, erſter Band.) Theodor Thomä, Leipzig.

Dieſes Buch iſt halb und halb eine Myſtifikation. Der Verfaſſer, gezwungen — man kennt die mancherlei Zwangslagen obſkurer „Schriftſteller“ —, ſich die Naſke Julius Robert Mayers vorzubinden, redet unter deren Schutz mit gar nicht ſo ſehr gedämpfter Stimme ſeine eigene Sprache, zumal in den Schlußkapiteln.
Charlottenburg.

Dr. S. Friedlaender.

Ueber Shakespeares Kaufmann von Venedig und das Shylock-Problem.

Von Vladimir Staffow. Autorisirte Uebersetzung W. Hendel. H. Buchholz, München. Eine Mark.

Aus dem Lande, wo der Antisemitismus nicht nur von oben herab begünstigt, sondern sogar zu Grausamkeiten gegen die wechsellöbliche jüdische Bevölkerung förmlich aufgestachelt wurde, ist diese Schrift eines der hervorragendsten russischen Gelehrten, des Kunsthistorikers und Kritikers Vladimir Staffow, gekommen. Staffow beweist darin, daß die weitverbreitete Meinung, Shakespeare habe den Shylock absichtlich als ein unmensliches Schicksal schildern wollen, gänzlich unhaltbar ist. Er stimmt mit Heine überein, der Shylock „die respektabelste mündliche Person in Shakespeares Kaufmann von Venedig“ nennt. Staffow ist als Vorkämpfer gegen den Antisemitismus bekannt; seine Schrift wird daher von den dieser Partei Angehörigen heftig angegriffen — oder auch totgeschwiegen — werden. Der Unbejangene aber sollte dieser ersten Arbeit die Beachtung schenken, die ihr gebührt.

München.

Wilhelm Hendel.

**Die Technik der Schauspielkunst.** Heinrich Winden in Dresden. 4 Mark.

Mein Buch untersucht die einzelnen Gemüthszustände und Affekte auf ihre psychologischen und auf ihre physiologischen Grundlagen und stützt sich dabei eben so auf die Erfahrungen der Wissenschaft wie auf die des dramatischen Lehrers und ausübenden Schauspielers. Bisher haben die diesen Gegenstand behandelnden Werke Rede und Gedenksprache stets gesondert behandelt; aber das Wesen der Schauspielkunst besteht gerade in dem innigsten Zusammenwirken, in der Ergänzung von Wort und Geste; und diese Erwägung gab für die gesammte Darlegung den Ausschlag. Nicht fest umschriebene Regeln, sondern nur Anregungen werden gegeben, weil eine strenge Gliederung dem Talent des Schauspielers und seiner Art, lernend aufzunehmen, widerstrebt. Da Stimmübungen mit gleichgiltigen Worten wenig fördern, oft nur Unnatürlichkeit zur Folge haben, sind sämtliche Übungsbeispiele hervorragenden dramatischen Dichtungen entnommen. Die Schulung der Sprechwerkzeuge soll nicht auf mechanischem Wege stattfinden, sondern der Kern der den Gedanken der Zunge übermitteln, soll angeregt, überhaupt die Psyche des Schauspielers beweglich gemacht und erhalten werden, damit sie auf den leisesten inneren Anreiz kaperlich reagirt. Zu diesem Zweck sind Affekte und Gemüthszustände in mehr als hundert Gruppen gesondert und etwa sechshundert Übungsbeispiele dem Text beigegeben, die aus einfachen Formen in schwierigere überleiten und den verschiedenartigsten dramatischen Dichtungen, von Shakespeare bis zu Gorki, entnommen sind; überall tritt in der Uebereinstimmung des dem Affektausdruck eigenthümlichen Tonfalles die gemeinsame physiologische Grundlage zu Tage. Da trotzdem die Forderungen verschieden sind, welche die einzelnen Dichter an ihre Interpreten stellen, wird, vom Standpunkt des Schauspielers aus, die Eigenart der vornehmsten dramatischen Dichter eingehend erläutert; denn die Erwerbung des Stilsgefühles ist für die Wiedergabe der Dichtung mindestens eben so wichtig wie das richtige Erfassen des einzelnen Charakters.

Dresden.

Adolf Wind.



Offizierersatz.

Welche Lebensalter, welche Dienststellungen kommen für das Pensiongesetz, das der Reichstag auf die lange Bank schieben zu wollen scheint, in Frage, wenn sein Zweck ist, den Zubrang zu der Offizierlaufbahn erheblich zu mehren?

Ein Fahnenjunker im Durchschnittsalter von zwanzig Jahren muß bei der Infanterie — und sie als die Hauptwaffe muß der Betrachtung zu Grunde gelegt werden; sie beeinflußt sehr wesentlich das Tempo des Aufstieges in der ganzen Armee, denn von dem Eintritt ihrer Offiziere in die Stabsoffizierstellung hängt das Hinrücken auch der Offiziere der anderen Waffen in diese Dienststellung ab — damit rechnen, erst nach etwa „fünfzehn Jahren Offizier“ Hauptmann und Compagnie-Chef zu werden. Man rechnet jetzt schon zwölf Jahre Hauptmannszeit; doch bringt man für diese Unterjochung nur zehn Jahre in Anschlag, so ist der „Fahnenjunker“ sicher ungefähr fünfundvierzig Jahre alt geworden, ehe er Major wird. (Die Fähnrichs- und Fahnenjunkerzeit, die etwa anderthalb Jahre dauert, habe ich absichtlich nicht berücksichtigt.) Wenn sie über Fünfzig sind, nimmt man nur sehr ungern Stabsoffiziere in die Regimentskommandeurstellung, da „oben“ der sehr richtige Grundsatz herrscht, auf die wichtigen Posten möglichst junge und frische Kräfte zu stellen. Wer anregen soll — und Das ist die beste Art, einen Organismus, ein Regiment zu leiten — muß selbst noch viel Spannkraft in sich fühlen. Fünf Jahre nach der Beförderung zum Stabsoffizier ist aber kaum Jemand bei der Infanterie Regimentskommandeur.

Vom Stabsoffizier an ist nur noch den Flügeladjutanten die Möglichkeit offen gelassen, schneller als die übrigen vorwärtszukommen; alle Anderen wälzen sich vom Eintritt in die Stabsoffizierstellung an gleichsam wie ein langsam fließender Strom den höheren Stellen zu; und da es nur eine kleine Zahl solcher Stellen giebt, der Abfluß also sehr langsam ist, muß es für den Einzelnen von entscheidender Bedeutung sein, in welchem Lebensalter er in diesen Strom hineingelangt. Wer als Fünfundvierzigjähriger Stabsoffizier wird, muß damit rechnen, daß seine Tage in der militärischen Laufbahn gezählt sind; was er im Augenblick auch leisten: er ist für die höheren Stellen inzwischen schon zu alt geworden.

Diese Verhältnisse wirken natürlich auch rückwärts. Alle Hauptleute, die in ihrer Dienststellung vier- bis fünfundvierzig Jahre alt geworden sind oder, obgleich jünger, an körperlicher Frische eingebüßt haben — und Das werden bei dem Hochdruck, mit dem an allen Stellen gearbeitet wird, nicht wenige sein —, läßt man nur ungern in die Majorstellen hineingelangen; man verabschiedet sie lieber vorher. Diese Verabschiedungen älterer Hauptleute erleichtern das allgemeine Aufrücken und werden deshalb künftig noch öfter als bisher verjüngt werden. Im Militärkabinet hofft man, durch solche „Genickbrecherei“ dahin zu kommen, daß der Hauptmann nur noch acht Jahre auf seinem Posten bleibt.

Die Eltern des Fahnenjunkers müssen also damit rechnen, daß der Durchschnitt der jungen Leute, die Offiziere werden, die Pension des älteren Hauptmannes mit etwa fünfundvierzig oder die des Stabsoffiziers mit achtundvierzig bis fünfzig Lebensjahren erreichen, — wenn nicht irgend ein Zufall ein früheres Ausscheiden bewirkt. Sobald die Felddienstfähigkeit aufhört, ist's ja mit der ganzen Herrlichkeit vorbei. Doch solche Zufälle sollen uns hier nicht bekümmern. Für die Wirkung

des neuen Pensionengesetzes auf den Nachwuchs von Offizieren ist zunächst die Frage wichtig, wie es den Durchschnitt der Offiziere bei ihrem Ausscheiden stellt. Wenn wir von Einzelheiten absehen, finden wir, daß der Offizier künftig die Pension erhalten wird, die er heute erhielt, wenn er fünf Jahre länger in seiner Dienststellung geblieben wäre. Ein Hauptmann Erster Klasse wird nach fünfundsiebenundzwanzigjähriger Dienstzeit, statt 2682, künftig 3129 Mark (heutiger Satz für dreißigjährige Dienstzeit) erhalten. Ein Major und Bataillonchef mit dreißig Jahren Dienstzeit bekommt 4676 (statt 4091) Mark. Ein patentirter Oberlieutenant bekommt nach dreißigjähriger Dienstzeit 5442 Mark (heute der Satz für fünfundsiebzig Dienstjahre). Sie sehen: der Unterschied ist nicht sehr beträchtlich und das Einkommen für die Familie eines fünfzigjährigen Mannes bescheiden zu nennen. Eine starke Wirkung auf den Offiziererzähl wird also das Gesetz kaum haben.

Welche Gründe schmälern denn diesen Ertrag? Welche Familien ziehen sich von der militärischen Laufbahn zurück?

Die Kadettenhäuser, früher überfüllt, zeigen jetzt große Lücken. Trotz den pekuniären Vorteilen halten Viele ihre Söhne vom Kadettencorps fern und dulden auch nicht, daß sie als Fahnenjunker in die Regimenter eintreten. Die Offiziere selbst wollen vielfach ihre Söhne nicht Offiziere werden lassen. Auch früher waren die Pensionverhältnisse der Offiziere nicht günstig, die Pensionen waren sogar noch niedriger als heute; dennoch wählten die Söhne fast immer den Beruf, in dem die Väter sich wohl gefühlt hatten. Die Abkehr von diesem Beruf muß also andere Ursachen haben. Früher standen die Söhne hervorragender Familien bürgerlichen Namens als vollgiltige Mitglieder des Offiziercorps neben den Abkömmlingen adeliger Häuser in den Reihen des Heeres; und wenn das adelige Element auch manchmal bevorzugt wurde, so geschah es doch nicht in solcher Weise, daß sich die Bürgerlichen dadurch verletzt fühlen konnten. Das Offiziercorps fühlte sich als ein homogenes Ganze und in der bevorzugten sozialen Stellung lag das Äquivalent für die Anstrengung des Dienstes. Nun hat wohl die steigende Nachfrage nach Fahnenjunkern an der Gleichförmigkeit ein Bißchen gerüttelt; stärker hat aber das Verhalten „von oben“ eingewirkt. Der Offizier hat heute den Eindruck, daß man dem Adel — vielleicht als Ausgleich dafür, daß man ihn im wirthschaftlichen Leben nicht mehr so wirksam unterstützen kann, wie man gern möchte — die höheren Stellen der Armee und Verwaltung des Landes als Domäne vorbehalten will. Seit 1890 und namentlich, seit Graf Hülsen-Haeseler, dessen ungünstiger Einfluß auf die Armee von Vielen bedauert wird, im Militärkabinet herrscht, wird der Adel in einer Weise begünstigt, wie man sie früher nicht gekannt hat. Darüber erzählt man sich bei uns wunderliche Geschichten. Ein Beispiel. Der ältere Freund eines jungen Offiziers kommt zu dem Grafen, um für den besonders gut Empfohlenen die Versetzung von der Grenze zu erbitten. Als der Kabinetsschef den bürgerlichen Namen des Offiziers hört, sagt er lächelnd: „Nicht einmal adelig ist der Mensch und will von der Grenze weg!“ Wenns zufällig nicht wahr ist, so zeigt es doch die Stimmung, mit der heute der Offizier rechnen zu müssen glaubt.

Die Aussichten sind für bürgerliche Offiziere heute ungünstiger als früher. Das haben viele ältere Offiziere bitter empfunden und schicken deshalb ihre Söhne nicht ins Kadettencorps, weil sie ihnen das Schicksal ersparen möchten, als „Brenzsolbaten“ zu Offizieren zweiter Klasse zu werden. Der bürgerliche Kadett wird,

wenn er ins Heer tritt, ja oft genug zur Ausfüllung der an den Grenzen stehenden Lücken benützt. Mit der bevorzugten sozialen Stellung, auf die er gehofft hatte, ist da nicht viel Staat zu machen.

Nur im Generalstab, bei der „papiernen Waffe“, wie man oben zu sagen pflegt, kommen Bürgerliche manchmal noch schnell vorwärts. Rücken sie dann aber in die Generalstellen ein, so finden sie auch dort wieder die Bevorzugung des Adels. Kommandirender General wird heutzutage nur sehr selten ein Bürgerlicher. Jedenfalls ist in vielen Familien die Ueberzeugung entstanden, der bürgerliche Offizier habe im Grunde nur die Lasten seines Standes zu tragen, komme aber nicht zum vollen Genuß der Vortheile. Diese Familien halten ihre Söhne dem Heeresdienst fern. Für die wohlhabenden bürgerlichen Familien liegen die Verhältnisse etwas besser; die Offiziere in den höheren Adjutantenstellen gehören selten zu den mittellosen. Ein Bischof Lugas ist, trotz allen Kabinettsordres, im Heer durchaus nicht schädlich und ersetzt in den mittleren Stellen wenigstens zum Theil den Adel. Daß aber für die bevorzugten Regimenter in besonders angenehmen Garnisonen der Adel Voraussetzung ist, hält die ersten Familien unserer großen Hansestädte und Industriegebiete vielfach davon ab, ihre Söhne Offiziere werden zu lassen.

So finden wir, daß neben dem Adel, dessen ärmste Glieder auch schon die produktiven Berufe aufzusuchen beginnen, besonders die Familien jetzt den Offiziersersatz zu liefern anfangen, die früher der Armee fern blieben, nun aber hoffen, durch den Eintritt ihrer Söhne ins Offiziercorps ihr Ansehen erhöhen zu können.

Schon am Anfang dieser Classen habe ich auf die Nothwendigkeit hingewiesen, jung in den Majorrang zu gelangen, wenn man noch höhere Stellungen erreichen, einst also auch mit einer für eine Familie genügenden Pension ausscheiden will. Das wird durch ein bevorzugtes Avancement möglich; und dieser Vorzug ist wieder auf verschiedene Weise zu erlangen: etwa durch Generalstabsdienst oder durch höhere Adjutantur (vom Brigadeadjutanten aufwärts). Kleinere Vortheile verheißt schon der Erwerb des Kaiserpreises im Schießen, bei den Kaiserritten für Offiziere der Kavallerie und Wehnlisches. All diese Bevorzugungen hängen natürlich von den Leistungen ab, die eben so natürlich ihren Werth erst durch die Beurtheilung erhalten; und da jedes Urtheil Menschenwerk ist, empfiehlt es sich, zunächst den Menschen zu gewinnen: dann ist man jedenfalls wohlwollenden Urtheiles sicher. Die Friedenszeit giebt ja selten die Möglichkeit zu Leistungen von weithin sichtbarem Werth; besonders selten dem Frontsoldaten. So kommt es, daß vielfach das Opfer der Persönlichkeit die Vorbedingung guter Beurtheilung ist.

Wachsthumswert sind auch die Befahren, die der Begriff record in unserem Heer geschaffen hat. Durch Vergleichsschießen und ähnliche Uebungen wird der Wettstreit, der schon festig genug ist, immer mehr angeregt; und da die durch guten Rekord erreichten Vortheile für das Avancement (siehe Majorsstelle) sehr wichtig sein können, so unterliegen schwache Persönlichkeiten der Versuchung und weichen bei solchem Wettbewerb leicht vom sauberen Wege ab. Eine schlimme Erscheinung. Gar mancher alte Soldat sieht diese Entwicklung der Dinge mit Kummer und vergleicht sie seufzend der Zeit, wo der alte Kaiser Wilhelm von seinen Offizieren nur verlangte, sie sollten ihre Pflicht thun, und wo das derbe Wort in Geltung war: „Ein Hundsfott, wer's besser macht, als er kann.“ Der vornehme und erfahrene alte Herr wußte genau: hervorragende Leistungen, etwa im Schießen, sind bei der kurzen

Dienstzeit nur auf Kosten anderer wichtigen Zweige der Ausbildung möglich; oder durch unverantwortliche Ueberbürdung des vorhandenen Ausbildungspersonals, dem durch dieses Ausbeutungssystem Lust und Freudigkeit am Dienst genommen wird, — sehr zum Schaden des großen Ganzen. Die jetzt nöthige Nervenanspannung verbraucht auch die Körperkraft des Infanterieleutnants rasch. Man bedenke: fünfzehn Jahre soll der Lieutenant diesen Dienst mitmachen und dann, nach zehn Jahren aufreibender Hauptmannsarbeit, noch frisch sein! Diese Verhältnisse sind den alten Soldatenfamilien bekannt und bestimmen sie, adelige und bürgerliche, oft, ihre Söhne vor einem Beruf zu warnen, in dem Leistung und Gegenleistung in schreiendem Mißverhältniß stehen. Und dazu kommt noch die völlige Unsicherheit der Existenz.

Damit das Avancement nicht gänzlich stockt, muß jede vom einzelnen Offizier irgendwo gebotene Gelegenheit benützt werden, um ihm entweder das Vorwärtstommen zu erschweren oder ihn gar zum Ausscheiden zu zwingen. Schlechtes oder auch nur unglückliches Schießen der Leute in seiner Compagnie, Fälle von Indisziplin, Verlust von Dienstgegenständen, anonyme Anzeigen, verdächtige Artikel in radikalen, dem Heer feindlichen Blättern: solche Einzelheiten können aufgebauscht werden; die Vertheidigung gegen Anklagen, die von Vorgesetzten ausgehen, ist nicht leicht und semper aliquoid haeret. Dabei ist noch zu bedenken, daß viele Vorgesetzte, die nur durch schnelles Avancement außerhalb der Truppe in die höheren Kommandostellen kommen konnten, in diesem abnormen Lebensgang das Wesen der Truppe gar nicht kennen gelernt, das wohlwollende Verständniß für dieses Wesen nicht erworben haben. Staunend fragen diese verwöhnten Herren dann immer nur: „Ja, wie ist Das denn möglich?“ Die Folge ist aber noch schlimmer. Man vertuscht, was irgend vertuscht werden kann. „Niemand wird so viel gelogen wie beim Kommiß“: ein sehr häßliches, doch leider sehr wahres Wort. Die Unaufrichtigkeit soll die Klüfte zwischen Forderung und Leistung überbrücken. Außerordentliches wird gefordert. Wo viele Menschen, nicht nur willige und tüchtige obendrein, zusammenarbeiten, müssen Fehler vorkommen, sind Fehler gar nicht zu vermeiden. Das wird beim Militär allzu selten anerkannt. Nichts darf vorkommen; kein kleinster Fehler. Alles muß gut sein. Alles und immer. Das ist unmöglich. Also wird, wenn es sich irgend machen läßt, nach dem Vertuschungssystem gewirthschaftet.

Sieht man übrigens nicht, daß auch politische Ursachen, die Unzufriedenheit mit Ereignissen, Sitten, Personen, auf die Schwächung des Offiziersjahres hinwirken? Und glaubt man nicht, daß die verlegende Art der Verabschiedung manchen alten Offizier bestimmt, seine Söhne von diesem dornenreichen Beruf zurückzuhalten?

An die wissenschaftliche Bildung des Offiziers werden immer höhere Ansprüche gestellt. Ehrgeizige Regimentskommandeure thun hierin noch ein Uebriges. Sehr gut; der Bildungstand des Offiziercorps wird erhöht. Die große Mehrtheit der Offiziere ist nun aber verurtheilt, ihre besten Lebensjahre in subalternen Stellungen zu verbringen, und hat nicht die geringste Aussicht, das gesäufte Wissen je produktiv verwenden zu können. Der Vorgesetzte, der selbst die Unsicherheit seiner Lage fühlt, stets davor zittert, daß „Etwas vorkommt“, und täglich fragt, ob auch für die Befichtigung genug gearbeitet werde, raubt, in dieser nöthigen Ueberreiztheit, dem Untergebenen den letzten Rest möglicher Selbständigkeit. Da hat man nun wissenschaftlich gearbeitet; und kann das Erarbeitete nicht verwerten. Die Vorbereitungen für den Beruf waren so schwer: und nun soll man für die Befichtigungen

vorzuziehen und hat keinen Raum zur Entwicklung der besten erworbenen Eigenschaften. Auch dieses Mißverhältniß vergällt vielen crassen Männern das Offizierleben. Der Offizier wird zu alt, ehe er Compagniechef wird, und ist auch in dieser Stellung oft noch unter der Vormundschaft eines eifrigen Bataillonkommandeurs.

An all diesen Verhältnissen wird das neue Pensiongesetz nichts ändern. Woher soll also die Infanterie die zur Ausbildung nöthigen Kräfte nehmen? Man könnte daran denken, die Zahl der Fahnenjunker zu vermindern und die Zahl der Offizier-Stellvertreter zu vergrößern. Ich glaube, nur durch Verringerung der Fahnenjunkerzahl kann man die Entwicklung noch aufhalten. Die Stattung an der Majors-ede würde dann das Avancement nicht so zum Stoden bringen, wie es jetzt geschieht. Auch könnte man der Infanterie dadurch Ersatz schaffen, daß man die Schranken zwischen den einzelnen Waffen erniedrigte und damit auch den Fahnenjunkern der Infanterie die Möglichkeit böte, später einmal zu einer berittenen Truppe überzutreten. Die Kavalleristen müßten sich allerdings gefallen lassen, auch zur Infanterie berufen zu werden.

Man soll über die Flotte die Armee nicht vergessen. Wir können bei unserem hohen Kulturstand unter ungünstigen Verhältnissen nicht so lange Krieg führen wie Rußland. Wir können nur siegen. Und dazu brauchen wir ein Offiziercorps aus bestem Material; brauchen wir mehr sorgende Liebe für die Armee, nicht nur für das (sicher vortreffliche) Gardecorps und die Leibregimenter. Geld allein thut nichts; dazu ist das Geschäft zu mühsam, die Chance gegenüber dem Mißto zu gering. Nur die soziale Stellung bietet dem Offizier ein ausreichendes Äquivalent. Gerade wo sie, in den schlechten Garnisonen, erschwert wird, muß man mit aller Kraft nachhelfen; dort ist, zum Beispiel, das Erscheinen des höchsten Kriegsherrn wichtiger als bei den „feinen“ Regimentern. Gerade dort müßten auch die Regimentskommandeure sich um die gesellschaftliche Ausbildung ihrer Herren besonders bemühen. Daß ihnen in öffentlichen Erlässen vorgeschrieben wurde, nicht zu viel auf Repräsentation zu verwenden, war ein politischer Fehler. Für die Einfachheit der gesellschaftlichen Sitten thut das Beispiel mehr als alle Klase. Auch in den einfachsten Garnisonen müssen sich übrigens die Offiziere das ganze Jahr lang für ein dem Kaiser anzubietendes „einfaches“ Frühstück monatliche Abzüge gefallen lassen. Das Gerede von dem in den Kasinos herrschenden Luxus ist Unsinn. Das reiche Kavallerieregiment ist doch nicht der Typus. Im Allgemeinen geht's recht simpel zu, ist der Aufwand, im Vergleich mit dem anderer Gesellschaftskreise, höchst bescheiden. Daß in jedem Wurfbüchlein über den Luxus der Offiziere gegetert, jedem Lieutenant öffentlich vorgehalten wird, wie er seinen Lebenswandel einzurichten habe: soll Das nicht verlegen? Jedenfalls zeigt es, daß die Erlasse dem Stand nicht genügt, sondern dazu beigetragen haben, manche brauchbaren Elemente ihm fernzuhalten. Wer will sich denn die besten Jahre seines Lebens hindurch quälen, mit der Aussicht, als noch rüstiger Mann über Nacht weggelacht zu werden, und, so lange er den bunten Rock trägt, mit Fingern auf sich zeigen lassen, wie auf Einen, der in Luxus und Hochmuth sein Dasein verbummelt?

Auch im Dienst ist nicht Alles so, wie es sein sollte. Jeder kennt Vorgesetzte, die, in der Angst, nur ja schnell genug vorwärts zu kommen, die Untergebenen so ausbeuten, daß die Sozialdemokratie, wenn sie sich wirklich aller Exploitation annähme, Grund hätte, für diese armen Offiziere einzutreten. „Mit Ihren vier verheiratheten und unbemittelten Hauptleuten, Herr Major, konnten Sie wahr-

haftig doch mehr erreichen“: dieses Wort eines rücksichtslosen Vorgekehrten klingt besonders schroff, verräth aber nur deutlich eine Auffassung, die leider gar nicht so selten ist. Solche Vorgekehrte schaden dem Ganzen; sie drücken den Stand zum Retier herab und führen schwache Naturen in die Versuchung, überall für sich nach kleinen Vorteilen zu spähen. Täglich hört man zwar: „Die Ehre ist das höchste Kleinod des Offiziers“. Täglich wird das Panier geschwungen. Wenn aber Einer erst sieht, wie neben ihm Andere sich bei den höheren Stellen schütern, sieht, mit welchen Mitteln man Vortheile zu erhaschen und vorwärts zu kommen sucht, dann wird ihm bald klar, daß es außer der Ehre hienieden noch andere gute Dinge giebt. „Ausgespreßt wird man wie eine Citrone und dann in die Erde geworfen“. In so bitteren Worten spricht sich heutzutage nicht mehr selten die Mißstimmung aus.

Nicht überall ist's so schlimm. Sicher giebt's noch Garnisonen, namentlich in den alten preussischen Provinzen, wo solche Erscheinungen mindestens nicht sichtbar sind. Und im Kleinen werden die neuen Bestimmungen über die Schießausbildung und das Exercirreglement der Infanterie nützlich wirken. Das genügt aber noch nicht. Auch nicht, das in ein paar Jahrzehnten gebaute Haus nun hastig zu erweitern und neue Stockwerke aufzusetzen. Ausgebaut muß es werden; wohnlich eingerichtet. Die Flotte ist gut und vielleicht dringend nöthig; das Heer aber bleibt für uns immer die Hauptsache. Die Militärverwaltung muß sich entscheiden, ob sie zwei Klassen von Offizieren schaffen will. Sie hat heute schon Mühe, die genügende Zahl für den Ersatz zu finden. Der alte Kaiser aber hat oft gesagt, auf die Zahl der Offiziere komme es ihm weniger an als auf die Qualität. Und wie soll man die Qualität auf früherer Höhe halten, wenn man nicht für den Offizier sorgt und ihm die soziale Stellung sichert, die er haben muß, um bei der Masse als Autorität zu gelten? Zwischen Frieden und Krieg liegt heutzutage gewöhnlich nur kurze Zeit, die nicht ausreicht, um den Reservemann wieder an die militärische Unterordnung zu gewöhnen; und eine stamme Disziplin ist dann nur möglich, wenn die persönliche Autorität des einzelnen Offiziers vertrauensvoll anerkannt wird.

Friedrich Ed.



Gemeingefährliche Geisteskrankheit.

Die Zwangsunterbringung in Irrenanstalten und der Schutz der persönlichen Freiheit. Urban & Schwarzenberg, Berlin.

Zunächst ein Fragment aus dem Vorwort, das Herr Geheimrath Eulenburg dem Buch auf den Weg mitgab:

„So lange eine deutsche Reichsverfassung besteht und durch sie die Zuständigkeit des Reiches auf dem Gebiete der Irrengesetzgebung außer Zweifel gestellt ist, wollen auch aus den Kreisen von Sachmännern und Laien die auf Herbeiführung einer einheitlichen reichsgesetzlichen Regelung des Irrenwesens gerichteten Bestrebungen niemals völlig verschwinden. Vorarbeiten, Versuche und Entwürfe einer einheitlichen Kodifikation des gesammten Irrenrechtes sind im Lauf der letzten Decennien mehrfach von sachkundiger, meist von juristischer Seite gemacht worden. Es sei nur an die eigenartigen und beachtenswerthen Studien von Eduard August Schröder über ‚Das Recht im Irrenwesen, kritisch, systematisch und kodifizirt‘ und

vom Landgerichtsrath Professor Medem in Weiswald („Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Reform des Irrenwesens“) erinnert. Aber solche Einzelstimmen, die mehr oder weniger durch den Hinblick auf das im Werden begriffene Bürgerliche Gesetzbuch angeregt und beeinflusst wurden, vermochten sich in dem laut werdenden Stimmengewir damals nicht ausreichend Gehör zu verschaffen und ein nennenswerther Erfolg in gleicher Richtung wäre jetzt, da das BGB erst seit wenigen Jahren in erspriehlicher Wirksamkeit besteht, die allersehnte gründliche Reform unserer Strafgesetzgebung aber leider noch in ziemlich weite Ferne gerückt scheint, für den Augenblick kaum zu erwarten. Auf der anderen Seite wollen die mehr oder minder berechtigten und dringenden Klagen über eine Reformbedürftigkeit unseres Irrenwesens auch nicht verstummen; im Gegentheil: sie mehren sich in dem Maße, wie die wissenschaftliche Entwicklung der Psychologie, der Psychopathologie und der Psychiatrie und die von der Klinik geförderte Bearbeitung dieser Disziplinen fortschreitet, ohne daß ihre Errungenschaften auch der forensischen Beurtheilung und Werthung in gleichem Maße zu Gute kommen, da ein nicht geringer Theil der juristischen Praktiker mit den Ergebnissen der forensischen Psychologie und Psychopathologie so wenig zureichende Fühlung unterhält, daß — wie schon Medem, ein gewiß unverdächtigere Zeuge, mit Recht klagte — „sich Jurisprudenz und Medicin oft fast gar nicht mehr verstehen.“ Der Verfasser der vorliegenden Arbeit hat sich seiner Aufgabe mit voller Hingebung an die Sache und — so weit meine Beurtheilungsfähigkeit reicht — auch in einer zu meist annehmbaren positiven Ergebnissen führenden Weise unterzogen. Auf Grund sorgfamer kritischer Durchmusterung der einschlägigen gesetzlichen und administrativen Bestimmungen und sachgemäher Betwerthung mancher in die Oeffentlichkeit gedragenen Einzelerfahrungen über zu Tage getretene Uebelstände in der Internirungs- und Entmündigungspraxis ist er zu einer Reihe von Vorbeugungs- und Besserungsvorschlägen gelangt, gegen die im Allgemeinen auch vom ärztlichen Standpunkt aus kaum begründete Einwendungen zu erheben sein dürften. Für Einzelnes (wie für die sachliche Definition des so ganz in der Luft schwebenden, vagen Begriffes der „Gemeingefährlichkeit“) werden wir dem rechtsgelehrten Verfasser dankbar zu sein alle Ursache haben.*

Dieser Abschnitt (über die Gemeingefährlichkeit) mag hier nun folgen.

Unter Vermeidung jeder unnöthigen Freiheitbeschränkung wird sich die Zwangsverbringung eines Geisteskranken in eine Irrenanstalt zu längerer, nicht nur vorübergehender Detention durch die Polizei nur dann rechtfertigen, wenn er durch sein Verhalten die öffentliche Ruhe, Sicherheit oder Ordnung fortdauernd verlegt und ein anderes Mittel zu deren Erhaltung, etwa Bestellung eines Privataufsichters über den Kranken aus Mitteln des Kranken oder seiner Familie, nicht vorhanden, dieses daher nöthig ist; ferner dann, wenn von ihm gesagt werden muß, daß dem Publikum oder einzelnen zu ihm Gehörigen durch ihn eine Gefahr dauernd bevorsteht. Die Erhaltung der öffentlichen Ruhe u. s. w. ist also im ersten Fall Voraussetzung des Eingreifens der Polizei. Die Oeffentlichkeit ist aber nur dann als beeinträchtigt anzusehen, wenn die Ruhe, Sicherheit oder Ordnung störenden Handlungen einer unbegrenzten Anzahl von Personen wahrnehmbar sind, diese in ihrer Ruhe oder Sicherheit beeinträchtigen oder zu beeinträchtigen geeignet sind. Hiernach könnte gegen einen Geisteskranken, der in seiner Wohnung und nur dort lärmt und tobt, so daß es lediglich die Mitbewohner des Hauses hören können, nicht aus

dem Gesichtspunkte der Erhaltung der öffentlichen Ruhe eingeschritten werden, der Kranke nicht, selbst wenn Dies das einzige Mittel wäre, zwangsweise internirt werden. Für diesen Fall wäre erforderlich, daß dem Publikum oder einzelnen zu ihm Gehörigen aus dem Verhalten des Kranken eine Gefahr dauernd bevorsteht.

Von einer durch eine Person oder Sache dem Publikum stetig bevorstehenden Gefahr kann nur dann die Rede sein, wenn der Zustand der Sache oder Person unter Berücksichtigung ihrer Lage, ihres Aufenthaltes und ihrer Funktionen ein solcher ist, daß er ohne Hinzutreten neuer Motive bei Fortwirken der zur Zeit wirkenden Ursachen nach menschlichem Ermessen geeignet ist, binnen kurzer Zeit eine Katastrophe herbeizuführen, durch die nicht nur die Gefahr drohende Sache oder Person selbst, sondern auch eine unbegrenzte Zahl von Personen oder Sachen, die im Eigenthum von Personen stehen, zu Grunde gehen oder beschädigt werden können.

Hiernach könnte also unser lärmender Geisteskranker nur dann zwangsweise zu längerem Aufenthalt in eine Irrenanstalt gebracht werden, wenn sein Toben so tödend wäre, daß nach menschlichem Ermessen, also unter normalen Umständen, dadurch der Gesundheitszustand der — wechselnden — Mitbewohner des Hauses, die ja, von dieser Eigenschaft abgesehen, Mitglieder des Publikums sind, bei fort-dauernder Störung — etwa der Nachtruhe — nachtheilig beeinflusst werden kann und im vorliegenden Fall auch thatsächlich beeinträchtigt wird.

Ein Kranker, der mit diesem absehbaren Erfolge lediglich seine Familienangehörigen gefährdet, wird nur in den seltensten Fällen der Zwangsinternirung unterliegen. Erstens würde es gefährlich sein, wollte man ein Recht statuiren, sich störender Kranken irgendwelcher Art unter dem Vorwande, die Gesundheit der sie umgebenden Personen sei durch die aufregende Pflege gefährdet, mit Hilfe der Polizei zu entledigen. Dann aber kommen die Familienangehörigen hier nicht als Mitglieder des Publikums, der unbegrenzten Zahl von Personen, sondern als Mitglieder des eng begrenzten Kreises der nächsten Verwandten in Betracht. Dennoch wird man, wenn die Bestellung eines Pflegers und zweckmäßige Unterbringung ausgeschlossen oder die Entmündigung versagt ist, in ganz besonders marantem Fällen dieser Art auch die Verwandten in ihrer Gesundheit schützen müssen.

Zur Erhaltung der öffentlichen Sicherheit wird — wieder, falls die Nicht-anwendbarkeit anderer Mittel es erforderlich macht — die Polizei stets bei durch Thatfachen festgestellter Neigung des Kranken zu diesen gefährdenden Handlungen einschreiten können. Hiernach wird ein Vorgehen gegen ihn möglich sein, nicht nur bei Neigung zu „gemeingefährlichen Verbrechen und Vergehen“ im Sinn des Strafgesetzbuches (Brandstiftung, Transportgefährdung, Herbeiführung einer Ueberschwemmung), sondern auch bei den „Verbrechen und Vergehen wider die öffentliche Ordnung (Landfriedensbruch, Ansammlung von Waffen und Streikkräften, Anreizung zum Klassenhaß) und bei jedem Verbrechen oder Vergehen, das an sich eine bestimmte Person als verletz voraussetzt, aber durch die unberechenbaren Entschliessungen des Kranken Jeden in gleicher Weise bedroht. (Betrug durch Hochstapelei, Diebstahl u. s. w.) Während in den beiden ersten Klassen von strafbaren Handlungen die gemeine Gefahr in der „Herbeiführung eines Zustandes beruht, in welchem nicht bloß ein einzelner bestimmter Träger oder mehrere, nach Zahl und Individualität bestimmte Träger der Rechtsgüter (Leben, Gesundheit, Vermögen), sondern ein nicht individuell bestimmter und begrenzter Personenkreis als

gefährdet erscheint“ (Wigt, Lehrbuch des deutschen Strafrechtes), und zweitens in der krankhaften Neigung des Thäters, liegt die Ursache, durch die eine gemeine Gefahr bei den zuletzt ange deuteten Deliktthatbeständen als gegeben erscheint, allein in dem inneren Zustande des Thäters, der ihn zu antisozialen Handlungen ohne Ansehung der davon betroffenen Personen maßlos drängt.

Insofern diese feste, zufällliche, in antisozialer Richtung sich bethätigende Neigung auf Geisteskrankheit zurückzuführen ist, insofern die fraglichen Bethätigungen als Aeußerungen der Krankheit, wie diese selbst, zufälllich, also stets bevorstehend erscheinen, ist der Geisteskranke gemeingefährlich.)

Zum Begriff der gemeingefährlichen Geisteskrankheit gehören hiernach folgende Momente: erstens die Geisteskrankheit (im weiteren Sinn, alle anomalen geistigen Funktionen als Folgeerscheinungen angeborener oder erworbener anomaler Beschaffenheit der Großhirnrinde und damit alle Arten und Grade von geistiger Anomalie umfassend); zweitens Handlungen des Kranken, die die Allgemeinheit oder eine unbestimmte Anzahl ihrer Mitglieder zu schädigen geeignet sind; drittens der Zusammenhang von Geisteskrankheit und gemeinschädlichen Handlungen als Ursache und Wirkung, als körperliche Zustandsveränderung und nothwendige Folgeerscheinung.

Hiernach wird als gemeingefährlich der Geisteskranke zu bezeichnen sein, der durch seinen gegenwärtigen, auf nicht bloß transitorischen Ursachen beruhenden psychischen Zustand zu Bethätigungen neigt, welche die feste Befürchtung einer Verletzung der öffentlichen Ruhe, Sicherheit oder fremder Vermögens- oder Individualitätsrechte einer beliebigen Personenzahl aufkommen lassen und für dessen Neigungen nach dieser Richtung hin thatsächliche Anhaltspunkte gegeben, Thatfachen bereits festgestellt sind.

Selten ist ein Begriff so maßlos mißbräuchlich angewendet worden wie der der gemeingefährlichen Geisteskrankheit. Und doch liegt bereits im Worte das Wesen der Gemeingefährlichkeit. Wer dem Gemeinwesen gefährlich, dem gemeinsamen Wohl der dem Staat Angehörigen durch seinen gegenwärtigen Zustand bedrohlich erscheint, nur Der unterfällt dem Begriff; nur Der ist gemeingefährlich geisteskrank, dessen Gemeingefährlichkeit auf die Dauer angelegt, ihrer Natur nach von längerer Dauer, zufälllich ist. Zum Schutz vor seiner gleichsam kristallisirten Gemeingefährlichkeit rechtfertigt sich seine Zwangsunterbringung in einer Irrenanstalt. Der Staat hat jedoch a priori nur dann eine Befugniß, gegen den Kranken als gemeingefährlich vorzugehen, ihn unschädlich zu machen, wenn er eine gegenwärtige ständige Sorge für die Allgemeinheit bildet. Ein Kranker, der nach dem augenblicklichen Charakter seiner Krankheit keinem Schaden bringt, ist überhaupt nicht gefährlich; ein Kranker, der seine Feindseligkeiten nur gegen das eigene Vermögen und die eigene Gesundheit oder gegen eine bestimmte dritte Person, etwa seine Ehefrau — vielleicht aus persönlicher Antipathie — richtet, gegen alle anderen Menschen sich aber passiv verhält: ein solcher Kranker ist zwar gefährlich, aber nicht gemeingefährlich. Die vorhandene Möglichkeit, daß die Krankheit fortschreitet und die Veränderungen des Krankheitsbildes und damit des Charakters der Krankheit in Zukunft auch zu einer Bedrohung der Sicherheit der Allgemeinheit führen können oder werden, erfüllt nicht den Thatbestand der Gemeingefährlichkeit.

Die Handelsverträge.

Mancher Agrarier sieht in der Börse nur eine Macht, die ihm die wirtschaftlich wichtigsten Werthe verfälscht. Jetzt aber erleben wir das Schauspiel, daß unsere Fabrikanten und Kaufleute mit den neuen Handelsverträgen höchst unzufrieden sind und die Börse trotzdem kaufslustig bleibt. Alle, die sonst in politischen und wirtschaftlichen Kämpfen gegen die Börse wüthten, könnten sich jetzt also auf die Haltung der gehassten Feindin berufen und sagen: Seht, die Börse fürchtet sich nicht vor den Verträgen, die Ihr für so gefährlich aussehret; nicht deutlicher konnte bewiesen werden, wie furchtbar Ihr übertreibt. Der deutschen Industrie, so sagen uns viele Theoretiker und Praktiker seit Wochen, steht eine dunkle Zukunft bevor; sie muß für die lange Dauer dieser Verträge mit schweren Verlusten rechnen. Was aber sehen wir? Die Kursnotiz der meisten Industrieaktien hat sich, seit die Verträge bekannt geworden sind, nicht verändert. Das müßte man jetzt Wochen eigentlich jeden Tag hören. Natürlich ist diese Argumentation falsch. Der Kurszettel ist kein Spiegel, der die Beurachtungen sofort in klaren Zügen erkennen läßt. Nur große Ereignisse bewirken manchmal eine so schnelle und vollkommene Spiegelung; in allen anderen Fällen pflegt die Rückwirkung auf die Börse erst langsam fühlbar zu werden. In unserem Fall nun handelt es sich um neunhundert Zollpositionen; jede von ihnen hat wirtschaftliche Folgen, deren Einzelheiten selbst der Klügste und Erfahrenste nicht im Handumdrehen abzuwägen vermag. Und bis all die entstandenen Bedenken sich dann zu einer Gesamttenenz verdichten, von der die Börseinstimmung beherrscht wird, vergeht nicht eine gute Weile.

Man darf auch, wenn man auf den Kurszettel blickt, nicht vergessen, daß die Zeit der Dividendenerklärungen gekommen ist. Für das Jahr 1904 sind fast überall günstige Resultate zu verzeichnen. Das weiß Jeder; also werden, auf richtige oder falsche Tips, rasch noch, ehe die Dividende festgesetzt ist, die verschiedensten Industrieaktien gekauft. Man läßt die Quellen, aus denen die Dividendengerüchte stammen, jetzt gern im Dunkel, giebt sich mit dem Wöschigen und Ausschweifseln aber viel mehr Mühe als früher. Dabei werden höchst merkwürdige Erfahrungen gemacht. Eines Tages beginnt, zum Beispiel, die Aktie einer mittleren oder kleinen Fabrik zu steigen. Man vermutet „Bubenkäufe“, Käufe junger Commis oder schlauer Lehrlinge, die Etwas zu wissen glauben, weil sie im Kopirbuch Briefe gelesen (und vielleicht mißverstanden) haben. Die Beunruhigt wüth, solche Dinge von vorn herein gar nicht erst ernst zu nehmen. Aber die Käufe dauern fort. Großkapitalisten, die auf kleine, billig scheinende Papiere mit besonderer Vorliebe achten, suchen und finden die Gelegenheit, bei einem Aufsichtsrathsmittglied auf den Busch klopfen zu lassen. Intime — und, notabene, ganz ehrlich gemeinte — Antwort: „Nicht anrühren!“ Die Weisung wird befolgt. Ein paar Wochen danach aber erfährt man, daß die Fabrik höhere Dividende giebt, als man erwartet hatte, oder daß ein Anschluß, eine Fusion bevorsteht. Von solchen Möglichkeiten wußte der Aufsichtsrath nichts; an sie braucht unter Umständen auch der Direktor selbst erst ziemlich spät gedacht zu haben: als von draußen ein fremder Mann gekommen war und ihm eintägliche Transaktionen vorgeschlagen hatte. Die Warnung erging also aus aufrichtigem Herzen. Alle paar Tage erlebt man Ueberrassungen dieser und ähnlicher Art; da zeigt sich dann, wie oft die berliner Herren nicht ahnen, was in Magde-

burg, die frankfurter nicht, was in Mannheim vorgeht. So ist in den Bereich der mittleren und kleinen Industrieaktien ein unberechenbarer Faktor gekommen. Deshalb sehen wir diese Aktien neuerdings so oft in sprunghafter Bewegung. Und die Folge ist, daß Viele den allzu raschen Verkauf solcher Papiere scheuen und lieber abwarten. Wer weiß? Am Ende ist ja noch ein großes Stück Geld daran zu verdienen.

Die Thatfache, daß auf dem Kurszettel noch keine Wirkung der Handelsverträge sichtbar ist, läßt sich auch aus anderen Gründen erklären. Die Interessen der Industrie gehen weit auseinander, zerplittern sich vielfach und oft können lange Fristen verstreichen, bis das Befürchtete Wirklichkeit wird. Da ist das Brauergewerbe. Der Aktienkurs bleibt ungeändert auf seinem Platz; wer Privatbriefe mancher Brauer zu lesen bekommt, wird sich darüber nicht wenig wundern. Die Brauer fürchten nämlich nicht nur den hohen Gerstenzoll, sondern meinen, die Last, die der ganzen Fabrikation durch die neuen Handelsverträge aufgebürdet wird, werde überhaupt die Kaufkraft schwächen, die Lebenshaltung des Volkes herunterdrücken und schließlich auch den Bierkonsum schmälern. Sollen die Besitzer nun aber etwa ihre Aktien verkaufen, weil eine solche Entwicklung, die ja nicht sicher ist und jedenfalls lange dauern würde, immerhin möglich erscheint? Ich glaube nicht, daß die Lebenshaltung des deutschen Arbeiters sich verschlechtern wird. So einschneidende Veränderungen könnte wohl ein unglücklicher Krieg, eine schwere Wirtschaftskrise bringen, die große Massen arbeitslos machte; die 1200 oder 1500 Millionen aber (man wirft da gern mit Riesenziffern um sich), um die unsere Getreideeinfuhr künftig theurer werden soll, werden die Arbeiter sich gewiß nicht am Mund absparen. Sie sind an das „gute“ Leben, das ihnen heute so oft vorgehalten wird, seit Jahren gewöhnt und rechnen gar nicht mit der Möglichkeit einer Verschlechterung. Im Gegentheil: sie werden höheren Lohn fordern und in den meisten Fällen auch durchsetzen. Die Lasten der sozialen Gesetzgebung, die zur Hälfte ja auf die Schultern der Prinzipale gelegt sind, drücken den Arbeiter doch so empfindlich, daß nach und nach ein Ausgleich durch Lohnerhöhung erfolgen mußte. Als während des amerikanischen Bürgerkrieges der Baumwollenpreis heftig schwankte, wurde ein Pflanzer gefragt, was er thun werde, wenn der Kurs noch tiefer sinke. Die Antwort lautete: „Dann bekommt der Neger einen Hieb mehr.“ So kann man mit Schwarzen umspringen, aber nicht mit unseren Arbeitern. Die würden sich nicht gefallen lassen. Seit der Sozialismus zum Theil wenigstens gesiegt hat, muß man anders rechnen als früher. Seitdem ist auch die Behauptung nicht mehr richtig, daß von Veränderungen, wie die neuen Handelsverträge sie bringen, nur das Heer des Industrieproletariates den Schaden habe.

Anderes aber ist ernstlich zu befürchten. Eine Industrie, deren Kosten wesentlich gesteigert werden, könnte sich zu Konzentrationen entschließen, die viele Hände überflüssig machen. Daraus ergäben sich allmählich dann sehr schlimme Folgen. Dem Ackerbau, der ungefähr fünf Millionen Arbeitern Beschäftigung bietet, brauchte diese Brotlosigkeit bisher in der Industrie untergebrachter Arbeiter noch nicht einmal zu nützen. Die Erfahrung spricht sogar dagegen. In den Bergbaubezirken des Westens sind fast alle Leute, die als Ackerknecht eingewandert waren, spätestens nach zwei Jahren in den Grubendienst übergegangen, haben also lieber unter Tag zu höherem Lohn gearbeitet als im Licht um geringen Entgelt. Nun giebt der Agrarzoll den Gutsbesitzern zwar die Möglichkeit, fortan bessere Löhne zu zahlen; so hoch aber wie die industriellen Unternehmer können sie dennoch nicht

gehen. Wenn also wirklich Industriearbeiter in großen Massen brotlos würden, wäre noch immer nicht sicher, daß sie sich als Knechte anböten; vielleicht würden sie, die sich auf dem Acker nicht heimisch fühlen könnten, in fremde Erdtheile auswandern. Das erst wäre ein Zeichen der Katastrophe. Die Kurse können fallen, die in den Sparrakfen festgelegten Beträge sich vermindern; eine wirkliche Volksverarmung würde erst durch vermehrte Auswanderung bewiesen. Dieses Land ist Deutschland ja lange eripart geblieben; doch sollte man nicht ganz vergessen, daß es einst möglich war und eines Tages wiederkehren könnte.

Eine andere, nicht ganz so traurige Art der Auswanderung sehen wir schon lange. Wo die Zölle die Einfuhr verhindern, sucht man sich dadurch zu helfen, daß man im Ausland Filialen gründet. Deutsche Betriebsamkeit zieht, mit sorgsam geschulten Arbeitskräften, hinaus, — und stärkt, wenn ein Menschenalter vergangen ist, die Konkurrenzfähigkeit der neuen im Wettkampf gegen die alte Heimath. Die Ziffern, um die sich da handelt, kann der erste Blick kaum übersehen. Nehmen wir die Lederwaarenindustrie, deren Umfang gar nicht so ungeheuer schien, in deren Bereich wir aber Mitbeherrscher des Weltmarktes geworden sind. Sie braucht allerlei helfende Nebenindustrien und zahlt für die feinere Handarbeit relativ hohen Lohn. Nun haben wir den Russen, die unseren erhöhten Getreidezoll hinaufnahmen, für Lederwaaren eine Steigerung des Zolls um mehr als das Doppelte (2,70 gegen 1,05 Rubel) gestattet. Wird da die warzhauer Industrie unsere nicht mit leichter Mühe schlagen? Dann wäre ein Absatzgebiet verloren, das der Fleiß deutscher Fabrikanten seit fünfzig Jahren erobert hatte, und Geschäftsbeziehungen, an deren Ermöglichung und Erhaltung viel Arbeit und Talent gewandt worden ist, würden noch und noch werthlos. Die Regirenden meinen, man dürfe gerechter Weise nicht die Berücksichtigung jeder kleinen Branche fordern; die großen Industrien seien ja noch immer anstreichend geschützt. Das klingt ganz schön, verräth aber, zum Beispiel, den Korsettfabrikanten nicht, weshalb die Schweiz ihren Zoll von 65 auf 100 und von 100 auf 190 Francs steigern und, weshalb Belgien gar einen um 8 Prozent höheren Zoll gegen uns einführen darf, als wir ihn gegen Belgien haben.

Kein vernünftiger Mensch kann unseren Landwirthen verdenken, daß sie ihre Interesse kräftig vertreten haben; sie sollten nur offen eingestehen, daß die von ihnen eingehelmsten Vortheile auf Kosten der Industrie und des Handels erreicht worden sind. Das platte Land hat gesiegt, die Großstädte sind unterlegen. Freilich wars immer falsch und unklug, zu sagen, die Industrie sei die fette, der Ackerbau die magere Kuh und der Staat müsse, wenn er als praktischer Geschäftsmann handle, für die fette mehr als für die magere sorgen. Das wäre ein ausdeuterisches Verfahren und keinem Staat zu empfehlen. Eine andere Frage aber ist, ob man gut daran thut, so vielen Gewerben, die ihre Ertragsfähigkeit bewährt haben und große Menschenmassen ernähren, durch solche Verträge das Leben schwer zu machen. Welchen Daseinszweck hatten denn eigentlich die wirtschaftlichen Auschüsse, die von allen Seiten Material verlangten und erhielten? Zu bloßem Amusement der werthen Mitglieder war dieses Material doch wohl zu kostbar, die Mühe, es zusammenzustellen, zu groß. Die Vertrauensmänner, die nach Berlin reisten, drängten sich nicht auf, sondern waren von der Regierung zum Kommen veranlaßt worden. In all den langwierigen und anstrengenden Sitzungen, die sie mitmachen mußten, blieb den Vertretern von Industrie und Handel die Absicht, die Handelsverträge in Banisch und Bogen anzu-

nehmen, völlig verborgen. Alles hoffte auf Herrn Möller, den preussischen Handelsminister, der vor zehn Jahren, als um die Capriviverträge gekämpft wurde, für unsere Industriellen noch Möller-Brachwebe, ihr Mann, war, und damals eifrig und erfolgreich für die Interessen der deutschen Fabrikation eintrat. „Der hat die Sache gebedacht und wird sie wieder bedachtn.“ So hoffte man. Das Vertrauen ist bitter enttäuscht worden; ungefähr so wie früher das auf den Fürsten Hohenlohe gesetzt, der sich gegen die Börsenreform ausgesprochen hatte. Die Leiter der Centralverbände, die sich über die wirkliche Situation so lange täuschen ließen, haben jedenfalls wenig Aussicht, ihre gläubigen Mandanten auf die Dauer zu behalten.

Die Erfolge, die wir den anderen Staaten abgerungen haben, wiegen leider nicht allzu schwer. Die Schweiz will nicht mehr ausschließlich darstellbare Erfindungen, sondern auch chemische Verfahren patentiren; wäre es da nicht anständig gewesen, das bis heute geltende Gesetz abzuschaffen? Ein civilisirter Staat kann in Westeuropa doch nicht ewig ein Recht auf geistiges Eigenthum ignoriren, ein Recht zumal, dessen materielle Wirkungen so beträchtlich sind. Aber mit leeren Worten schafft man kein Brot für die vierhundert wissenschaftlich gebildeten Chemiker, die in Berlin ohne Beschäftigung sein sollen. Die Ziffer klingt nur Dem unwahrscheinlich, der nicht bedenkt, daß an unseren Universitäten alljährlich gegen zweihundert Chemiker ihr Examen bestehen. Unserer chemischen Industrie hat übrigens Rußland recht übel mitgespielt. Die von Deutschland aus dort gegründeten Filialen könnten die hohe Zollmauer zum Theil wohl umgehen, wenn sie von ihren deutschen Fabriken das Halbfabrikat zur Fertigstellung empfangen. Meist aber wird nur am Nebenprodukt wesentlich verdient; und gerade dafür soll, wie glaubwürdige Leute sagen, in Rußland wenig oder gar keine Verwendung sein.

Die Erbitterung der Industriellen und Händler ist also begreiflich; zur Verzweiflung haben sie aber keinen Grund. Sie sind nicht so immobil wie die Landwirthe, hängen nicht von der Gunst des Wetters ab, sondern können mit tausend Köpfen Neues erfinden, mit tausend geschulten Händen nach allen Seiten ausgreifen. Sie werden sich regen, werden thatkräftig neue Gebiete erobern, die ihnen einstweilen noch nicht durch hohe Zölle gesperrt oder vertheidigt sind. Interessant wird es sein, zu beobachten, welchen Eindruck dieser neufr Sieg des Schutzollgedankens auf die Engländer macht. Irgendwie muß er auf das Massenempfinden wirken, einerlei, ob Chamberlains Plan vorläufig große oder geringe Aussicht auf Verwirklichung hat. Kommt es einst zu dem heute noch unfaßbaren Ereigniß, schließt England wirklich seine so lange weit geöffneten Thüren, dann schlägt für Deutschland eine sehr ernste Stunde. Von unseren Exportgütern, deren Betrag auf 5200 Millionen beziffert wird, geht eine Milliarde nach England und für englische Rechnung. Eine ganze Milliarde. Das ist keine Kleinigkeit. Was würde aus diesem Fünftel unseres Exportes, wenn die Briten sich wirklich entschlossen, vom Glauben an das Freihandelsbangelium zu weichen? Ein Ersatz wäre für diesen Ausfall nicht ganz leicht zu schaffen. Das sind aber Sorgen, die uns heute den Tag noch nicht zu vergällen brauchen. Einstweilen sind wir ja noch nicht so weit; und mit der Zeit kommt auch wohl der Rath. So lange auf der anderen Seite des Kanals noch nicht der Hochschutzoll herrscht, können wir im Deutschen Reich manches wirtschaftliche Ungemach ertragen. Freilich: fragt mich nur nicht, wie . . . Pluta.

Dampfpflüge

bauen wir in den bewährtesten
Constructions.

Strassenlocomotiven

und

Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen Grössen und zu den mässigsten Preisen.

John Fowler & Co.

in Magdeburg.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil und ärztl. Gutachten
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert.

Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70

Poetko's alkoholfreien Äpfelsaft

naturrein, aus ed-
lem frischen Obst,
unbegrenzt halt-
bar, nicht zu verwechseln mit **Pomril**
u. dnl. minderwertigen Erzeugnissen,
versendet pro Fl. 50 Pf. exkl. Glas und
Kiste, von 15 Fl. aufwärts gegen Kaso
Ferd. Poetko, Guben 18.
Grösste Apfelmackereier Norddeutschlands.

Lesser & Liman

Begründet
1862.

Auskunfts- und Inkasso-Bureau
Berlin W. * Frankfurt a. M. * Hamburg * Wien
erteilt Auskünfte über Geschäfts- und Creditverhältnisse. Vorzüglichste Verbindungen
an allen Plätzen der Erde. Man verlange Prospekt.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart.

Auf Gegenseitigkeit. Mit Garantie einer Aktiengesellschaft. Gegründet 1875.

Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung

Militärdienst- und Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse.

Gesamtversicherungsland 600 000 Versicherungen. Monatlicher Zugang 6000 Mitglieder.
Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenfrei.
☛ Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht. ☛



KRANKEN-

Fahr- und Ruhestühle,
verstellb. Keilkissen usw.

R. JAECKEL's
Patent-Möbel-Fabrik
BERLIN, Markgrafenstr. 29.
Preisliste IV, gratis und franko.

Gartenbesitzer u. Blumenfreunde
wird es interessieren, dass ein neues Katalog-
Gartenbuch von M. Petersheim's Blumen-
gärtnereien in Erfurt erschienen ist. Es wird
eingeleitet mit den Worten:

„Auch das Beste was wir bilden
bleibt ein ewiger Versuch.“

Das Katalog-Gartenbuch wird — man wende
sich direkt an die Gärtnereien Petersheim —
kostenlos versandt.

**Photograph.
Apparate**

von bekannten
Marken: Goerz, Kodak
Lloyd etc. unter voller Garantie
**Gegen geringe
Monatsraten**

Bial & Freund Breslau II

Rechnungs-Preisbuch N° 241 C perfor. kostenfrei

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet der Verlagsbuchhandlung
C. J. E. Volkmann in Rostock i. M. betreffend

Passyrion über Deutschland.

Beobachtungen und Kritiken eines Marsbewohners.

Aus dem Marsischen übersetzt von Intrus.

Wir bitten diesem Prospekte freundl. Beachtung schenken zu wollen.

EMIL WÜNSCHE A.G.
für photographische Industrie
REICK bei DRESDEN.



**KOBOLD
NOVA
NIXE
SIRENE
AFPI
FAVORIT
GERMANIA
EXCELSIOR
ALLES ZUBEHÖR**

**PLATTEN CAMERAS
FILM CAMERAS
UNIVERSAL CAMERAS
KLAPP CAMERAS
SCHLITZVERSCHLUSS
REISE CAMERAS
OBJECTIVE u.s.w.**

Durch alle Handlungen zu beziehen
Preisliste kostenlos.

Referendar u. Dr. jur. Vorber-
Persönliche Anfragen täglich 11—12^{1/2} Uhr.
Dr. Wittstein, Berlin N., Tieckstrasse 37 pt.

Billige Briefmarken. Preisliste gratis.
Rud. Keil, Gablonz u. N. Austria.

Dr. med. A. Smith'sches
Ambulatorium für Herz- und Nervenranke
Köln * BERLIN W. 66. Potsdamerstr. 52 * Hamburg
Funktionelle Untersuchung und Behandlung.
Ausführliches im Prospekt (frei).

TELEPHON: AMT VI. 24.

BERLIN SW.

PROSPEKT GRATIS!

Sanatorium Königgrätzerstrasse 105

Lage mitten im Garten in grösster Ruhe :: Leitender Arzt Dr. med. PRITZEL.
Vornehme, erstklassige Heilanstalt mit 65 Krankenzimmern :: Gesellschafträume :: Badeabteilung für Wasser- und Lichtbehandlung :: Räume für Gymnastik und Elektrotherapie :: 2 Operationssäle :: Dampfheizung :: Elektr. Beleuchtung :: 2 Fahrstühle :: Vorzügliche Küche :: Blutkuren jeder Art :: 3 Anstaltsärzte, von denen stündlich einer anwesend ist.

Schramm & Echtermeyer DRESDEN Landhausstraße 27 Circa 400 Sorten Cigarren - Habana-Import.
Gegründet 1835. Lieferanten vieler Hofhaltungen und Offiziers-Kasinos.

Detektiv-

Institut v. Fuchs, Berlin, Zossenerstrasse 30 besorgt Auskünfte, Ermittlungen, Incassos, etc. allerorts. Praxis seit 1887, gr. Erfolge. Prima Referenzen.

Devise: Qui lira, rira.
Sachen gelangte zur Ausgabe das
5. Tausend von

Mixed
pickles.



Gereimte
Satiren

von A. O. Weber.

Gebotet 2.—, gebunden 8 Mk.
Verlag v. Carl Freund, Berlin W. 15.

Abschriften, Masch.-Diktate, Ste-
nogramm, im Hause
u. außerh. Vervielfält.
HENNY REWALD, BERLIN S. 42,
Prinzenstr. 84.



Herz, in Sklavenketten
reich illustriert M. 4.—

Reich illustrierter Katalog über mittelalterliche
Rechtspflege, Flagellationsstrafen, Inquisition, Münch- und Nonnenwesen etc.
50 Pl. in Marken.

Jaeger-Versand, Leipzig-Probstei 15.

**Schlossbrauerei
Schöneberg**

Schöneberg b. Berlin W.

Telephon: Amt IX,
No. 5015 und 5424.

Liefert ihre vorzüglichen Biere in Flaschen
und Siphons für den Familiengebrauch

30 Pl. Schlossbräu (hell) . M. 3.—

30 Pl. Kropfenbräu . . . M. 3.—

30 Pl. Schöneberger Cabinet M. 3.—

— Pfand pro Flasche 10 Pfg. —

Die Biere sind stark eingebraut und ausser-
ordentlich reich an Extraktivstoffen (Nähr-
stoffen), welchen ein **geringer** Alkohol-
gehalt **gegenübersteht**.

Aktuell!

Verlag v. Heinrich J. Naumann, Leipzig

Kaiser Otto III.

Drama von Paul Schmidt.

Lange vor dem „Toten Löwen“ hat hier
der Verleger in dem **Sturze des Reichs-
kanzlers Willigis von Mainz** einen welt-
historischen Konflikt zwischen Kaiser und
Kanzler dramatisch gestaltet. In **Eckard von
Meissen** wird man die Gestalt eines gelehrten
Sächsischen Königs erkennen. In einem Weit-
und Zeitgemäße sondergleichen ist hier die
Tragödie des

Epigonentums
unserer Tage geschrieben.

Preis broschiert 2 Mark.

Hintze-Pianos. Bülowstr. 50

Herr Carl H. Hintze, Großherzog. Schlichter u. Gehilfer Violin- u. Pianino-
Fabrik. Pianino von 400 Mk. an bis zu dem feinen Konzert-Pianino 500, 750 Mk. u. Flügel
von 150 Mk. an. Gebrauchte Pianino 250 Mk. Gebrauchte Flügel ca. 300 an. Versandt **Bechstein,**
Hesse, Duysen, Schwechten, Kaps, Steinway & Sons, nach billigster Weise, um nur
rechtlich event. alle Transportkosten. Große Auswahl. Beste Zahlungsbedingungen. Qualität.
Katalog gratis nach frucht.

Eingesandt! Nicht überall ist ein gutes Glaschen Likör zu haben, und wo
schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was
wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit und von
jedermann die feinsten Tafelliköre, wie à la **Chartreuse, à la Benedictine, Curacao**
etc. selbst bereiten, und zwar auf einfachste und billigste Weise in einer Qualität, die
den allerbesten Marken gleich kommt. Es geschieht dies mit **Joh. Schraders Likör-
Patronen**, welche für ca. 90 Sorten Liköre von der Firma **Joh. Schrader** in **Keser-
bach bei Stuttgart** 35 bereitet werden. Jede Patrone gibt 2½ Liter des bereiten-
den Likörs und kostet je nach Sorte nur **60—90 Pf.** Man lasse sich von genannter Firma
gratis und franko deren Broschüre kommen.

Automobil-Produktion
der
Daimler-Motoren-Gesellschaft
Mercedes-Wagen 1905

bestehen nur aus den neuen Modellen

28/32 HP * 40/45 HP

General-Vertretung für Deutschland und ausschließliches Verkaufsrecht zu Original-Preisen

Flinsch & Co. Frankfurt a. M.

Telephon: 4840 .: .: Telegr.-Adr.: „Mercedes“.

Vertreten

- in Norddeutschland durch unser Zweighaus Berlin W. 64, Behrenstrasse 67. Telegr.-Adr.: Mercedes.
- in Sachsen und Thüringen durch Robert Vieweg, Internationales Automobilhaus, Dresden-A., Christianstrasse 39. Telegr.-Adr.: Motorwagen.
- in Schlesien durch Automobil-Zentrale, Breslau, Taentzienstrasse 36. Telegr.-Adr.: Automobilzentrale.
- in Provinz Sachsen und Leipzig durch Automobilium, Leipzig, Dresdnerstrasse 2. Telegr.-Adr.: Automobilium.
- in Rheinland und Westfalen durch Herrn. Weingand, Düsseldorf, Kreuzstrasse 54. Telegr.-Adr.: Weingand.
- in Hamburg: Export durch Deurer & Kaufmann, Hamburg, Afrikahaus. Telegr.-Adr.: Deurer-Afrikahaus-Hamburg.
- Platz und Elbegebiet durch Ernst Dello & Co., Hamburg, Dammtorstrasse 12. Telegr.-Adr.: Delloautomobile.
- in Frankfurt a. M., Hessen u. Hessen-Nassau direkt durch Flinsch & Co., Frankfurt a. M., Neue Mainzerstrasse 20; ferner durch Hofwagenbauer Gg. Kruck, Frankfurt a. M., Mainzerlandstrasse 101, Untervertreter mit der Lizenz Flinsch & Co.
- in Elsass-Lothringen und Baden durch Eduard Ehrmann Sohn, Strassburg i. E., Goethestrasse 3.
- im Königreich Bayern durch Carl Weiss, München, Dachauerstr. 15. Telegr.-Adr.: Automotor.

Bemerkung: Ab 1. Januar 1905 ist niemand in Deutschland berechtigt oder im Stande, die 1905-Modelle der „Mercedes-Wagen“ anzubieten oder zu verkaufen als obige Firma oder deren Vertreter.

Soeben erschien:

Passyrion über Deutschland.

Beobachtungen und Kritiken eines Marsbewohners.

Aus dem Marjischen übersetzt

von

Intrus.

12 Bogen Groß-Oktav, in eleganter Ausstattung broschiert M. 2.50.

„Die in diesem Buche wiedergegebenen Vorlesungen sind“, wie der Übersetzer vorausschickt, „im Jahre 3220 der marjischen Zeitrechnung (1904 der unsrigen) von Professor Passyrion in der großen Vortragshalle zu Espatoli auf dem Mars gehalten worden. Der Wortlaut wie die Angaben über Äußerungen der Zuhörer wurden den phonographischen Aufzeichnungen entnommen.“ Auch wird man dem Uebersetzer Recht geben, wenn dieser in seinen „Vorbemerkungen“ sagt: „In unserer Zeit, da sich auf den verschiedensten Lebensgebieten die extremsten Anschauungen schroff gegenüberstehen, erscheint es wohl angebracht, von der wilden Fortschrittsjagd einen Augenblick zu rasten, die Meinungen eines Fremden zu hören, und davon das Treffende auf uns und unser weiteres Verhalten wirken zu lassen, auf die Gefahr hin, öfter in das laute Gelächter der Bewohner einer andern Welt mit einstimmen zu müssen, dessen Ursachen unsere eigenen Torheiten und Verkehrtheiten — in kleinen wie in großen Dingen — bilden. Goethe hat es gesagt: Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann, gehört gewiß nicht zu den Besten. Ich gehe noch weiter. Ich meine: Wenn wir uns darüber ärgern wollten, daß unzählig Vieles an uns in maßvoller Uebertreibung lächerlich erscheint, statt daraus Anlaß zu nehmen, mit neuer Kraft besonnen fortzuschreiten, auf der Bahn der wahren Ge-

sittung, der nötigen Reformen auf den verschiedensten Gebieten — so würden wir damit nur beweisen, daß in gewissem Sinne bei uns Hopfen und Malz verdorben wäre.“

===== Ein eigenartiges, anregendes Buch! =====

Passyriou zieht alle sozialen und wirtschaftlichen Zustände unseres heutigen Lebens in ebenso geistreicher wie gründlicher Weise in den Kreis seiner Betrachtungen und stellt den „irdischen“ die „marsischen“ Verhältnisse gegenüber!

Die Vergleiche und Schlüsse des gelehrten, warmherzigen Marsbewohners zeugen von hervorragend scharfer Beobachtungsgabe und Kritik und werden durch ihre fesselnde und humorvolle Darstellung wie „oben in Espatoli“, so auch bei uns den lebhaftesten Beifall aller Hörer bez. Leser finden, die Interesse nehmen am Fortschritt der Kultur und der Entwicklung unseres Volkes!



Einiges aus dem Inhalt: I. Äthertiefe. — Rückständigkeit der Erdenmenschen. — Reise nach Deutschland. — Eitelkeit und Frauenrecht. — Wohnungswesen. — Großstädte. — Verkehrte Architektur. — Sozialzustand. — Nächstenliebe. — Heizung und Ventilation. — Plätschern und Atmen. — Physik und Unterrichtsweisen. — Luftverhältnisse — Männer, Frauen und Geden. — Unmäßige Ernährung. — Trank und Gesang. — Alkohol und Lebensgenuß. — II. Luftschiffahrt und Verkehr. — Brutalität und Humanität. — Eisenbahnen und Waggon. — Einfahrtsignal. — Postwesen. — Sprache und Kultur. — Handschrift, Dummheit und Niederlichkeit. — Der deutsche Sprachverein. — Juristendeutsch. — Der junge Mann von Augsburg. — Geistige Aristokratie. — III. Lüge und Wahrheit. — Parlamentarische Diagramme. — Adel verpflichtet. — Soziale Not und Sozialdemokratie. — Demokratie, Erziehung und Militärwesen. — Hoheit und Sonnenkriege. — Utilitarismus und Naturrecht. — Hammer und Amboss. — Kultur und Technik. — Hemdenknöpfe und andere Fabrikate. — Ökonomische Karvelei. — Billig und „viel“. — Gewerbe und Wissenschaft. — Weitere Kuriositäten. — Wasserwirtschaft . . . u. a. m. —

Rostock i. M.

C. F. C. Boldmann
(Boldmann & Wette).



P. P.

Vor kurzem erschien im unterzeichneten Verlage:

Was wollen die Antisemiten?

Von

Dr. jur. et phil. **Leu z Ukrainy.**

Preis: 2 Mark.

Die schneidige Feder Ukrainys wendet sich in dieser geistvollen Schrift gegen die wahnsinnigen Ausschreitungen des Antisemitismus und seiner Gefolgschaft. Sie ist eine glänzende Apologie des Judentums. Jedem denkenden Leser wird sie ein wahrer Genuß sein!

Wegen einiger in dem Buche vorkommenden Stellen, welche in schärfster Weise die russischen Zustände kritisieren, wurde dieses gleich nach Erscheinen

in Russland verboten!

Das Israelitische Familienblatt urteilt in Nr. 51 vom 22. Dezember 1904 über Ukrainys Schrift:

Was wollen die Antisemiten?

So lautet der Titel eines Büchleins, das dieser Tage im Verlage von C. J. E. Volckmann, Rostock, erschienen ist und den Dr. jur. et phil. Leu z Ukrainy, also einen Mann zum Verfasser hat, der über jeden Verdacht, ein Jude oder ein Judenabkömmling zu sein, auch bei den rasseschnüffelnden Antisemiten erhaben sein muß. Es ist erfreulich, wenn sich immer mehr vorurteilslose und kenntnisreiche Leute christlichen Glaubens und nichtjüdischer Herkunft in die Phalanx derer einreihen, welche in Wort und Schrift Front gegen den Antisemitismus machen, seine Natur und bewegendes Kräfte wissenschaftlich untersuchen und aufklären, das Verwerfliche seiner Agitation und das Verleumderische seiner Angriffe gegen die Juden an der Hand eines einwandfreien Beweismaterials kennzeichnen.

Dr. Leu z Ukrainy verfolgt in seiner Schrift diesen biblischen Zweck und erreicht ihn. Freilich ist in dem Buche auch hier und da ein Satz enthalten, der von jüdischer Seite Widerspruch hervorrufen wird. Der Verfasser schreibt aber: „Ich glaube die Judenfrage allseitig und eingehend behandelt zu haben. Wer mir „zur Sache“ Mitteilungen machen will, dem steht der Korrespondenzweg durch die Verlagshandlung offen! Ich werde nicht verfehlen, alles pro und contra, getreulich in weiteren Publikationen, die ich schon heute in Aussicht stellen kann, mit gebührendem Dank zu quittieren.“

Die schneidige Feder Ukrainys hat sich nicht nur auf die Abwehr des Antisemitismus beschränkt, er ist zum scharfen Angriff übergegangen und zeigt, daß die meisten der ungerechten Anschuldigungen, welche aus dem antisemitischen Lager gegen die Juden erhoben werden, gerade nach nichtjüdischer Seite hin mit größerer Berechtigung geltend gemacht werden müssen.

Wie treffend ist seine Charakteristik der antisemitischen Gefolgschaft! „Die Manie dieses Pöbels ist es, über Dinge, die er gar nicht kennt, und

von denen er wegen seines Mangels an Bildung überhaupt nichts verstehen kann, sich maßlos zu ereifern, und gegebenenfalls im Dienste der „Idee“, das heißt: seiner auf eine rein zufällige Weise vorgefaßten und hartnäckig festgehaltenen fixen Idee, seinen in brutaler Ignoranz fußenden Wahnsinn derart zu steigern, daß er selbst die größten Verbrechen zu begehen und sich ihrer noch als Heldentat zu rühmen imstande ist. Daß gerade die wahre Bildung verlangt, ruhig zu fragen, wenn man über etwas nicht informiert ist, daß es gerade ein Zeichen von edlem Charakter ist, Meinungen, von deren Haltlosigkeit man sich überzeugt hat, über Bord zu werfen; daß jedermann ohne Ausnahme in seinem Leben öfter oder seltener in die Lage kommt, nach Sachen zu fragen, die er nicht versteht, seltener oder öfter vorgefaßten Meinungen den Abschied zu geben, daß gerade in diesem Fragen und in diesem Andern der Anschauungen das Wesen der geistigen und sittlichen Bildung besteht, da es ja sonst nicht heißen könnte, daß man bis zum Tode nicht auslernt . . . alles dies kümmert den judenfeindlichen halbgebildeten Pöbel in Verachtung der wahren Bildung nichts. Das Aktivsein auf Grund von Wahnvorstellungen und die völlige Passivität gegenüber wissenschaftlicher Erkenntnis charakterisiert den Antisemitismus!“

Über den von den Antisemiten so arg angefeindeten jüdischen Geschäftsverkehr heißt es in der neuen Broschüre u. a.: „In Konstantinopel kommen hinsichtlich der Ehrlichkeit im Geschäftsverkehr zuerst die Juden, dann die christlichen Armenier und dann die ebenso christlichen Griechen. In Ostindien sind die Banianen im Handel tausendmal ärger als die Juden, ebenso wie die Armenier in Persien. Also überall dasselbe: Auf diese Weise macht sich Brotneid und schmutzige Konkurrenz den Antisemitismus zu Diensten; vielleicht die einzige Verwendungsart dieses letzteren! Es dürfte aber auch der Staat an der jüdischen Konkurrenz ein Interesse haben: sie ist für ihn das beste Mittel zur Hebung des Verkehrs und des Fortschrittes. Vernichtung der Konkurrenz schafft ein schlechtes Handelssystem und bedeutet den Selbstmord des Staates.“

Mit scharfen Waffen geißelt Ukrainy auch den Wahnsinn der Ritualmordbeschuldigung. Er bezeichnet die Urheber derselben als „religionslos“, als Verächter des religiösen Grundgebots der Wahrheits- und Nächstenliebe. Er schreibt: „Die Ritualmordbeschuldigung wird von Religionslosen gerade gegen die Bekenner derjenigen Religion erhoben, welche alles, was mit Blut zusammenhängt, aufs strengste verpönt, welche in allen ihren Satzungen jede Berührung mit Blut als Greuel hinstellt. Bei sorgfältigster Durchsicht der im Gebräuche stehenden Ritualgesetze können wir absolut nichts finden, was auf den Gebrauch irgendwelchen Blutes seitens der Juden zu rituellen Zwecken hinweisen würde. Eine verdächtige Stelle finden wir dagegen in den Büchern von den christlichen Gebräuchen, wo die Rede ist von der Umwandlung des Weines in Blut. Es hat somit das Christentum den früheren Religionen übernommen Gedanken an ein blutiges Opfer noch nicht vollständig ausgemerzt. — Religiöser Mord kann nicht dem Judentum, wohl aber allen christlichen Kirchen nachgewiesen werden. Eine einzige Nacht der heiligen Inquisition hat oft mehr Menschenleben gefordert, als überhaupt jemals Anschuldigungen gegen Juden wegen Ritualmordes erhoben worden sind. Solche Religionen können wohl religiösen Fanatismus bei anderen vermuten! — Der Fanatismus der Antisemiten hat nicht der Schandtaten im eigenen Lager gedacht!“

Die beigebrachten Proben dürften wohl zu einer eingehenden Lektüre und schärferer Detailkritik der neuen Schrift Anlaß geben.

Wir gestatten uns, Ihre Aufmerksamkeit auf die Ukrainysche Schrift zu lenken mit der höflichen Bitte, der guten Sache willen auch im Kreise Ihrer Bekannten für die Verbreitung derselben wirken zu wollen.

Mit vorzüglicher Hochachtung
ergebenst

Rostock i. M.

C. J. E. Volckmann
(Volckmann & Wette).

Cabinet-Comet
Graeger
 Gold & Silber
 Zu beziehen durch
 alle Weinhandlungen
Carl Graeger
 Seck Kellerei
 Hochheim a. M.

Herz-
Stiefel



mit dem Herz
 auf der Sohle

berühmt
 durch
 Solidität

Eleganz
 vorzügliche
 Passform.

Erzeugt von der
FRANKFURTER SCHUH-FABRIK A.G.
 von **Otto Herz & Co.**

+ Unreiner Teint +

wird unter Garantie beseitigt im Zeitraum von circa 8 Tagen durch Selbstbehandlung mit **Kubale's Gesichtsdampfapparat**. Mehrfach prämiert, Staatspreis Wien 1904. Preis M. 10.— ab Fabrik gegen vorherige Kasse oder Nachnahme. Zu beziehen vom alleinigen Fabrikanten **Arthur Kubale**, Weissensee-Berlin 2, Königs-Chaussee 82.

„Observer“ Unternehmen für Zeitungsausschnitte
 Wien I. Concordiaplatz 4.
 liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten
Zeitungs-Ausschnitte
 über jedes gewünschte Thema.
Prospecte gratis.

H E R R E N
 nehmen zur Kräftigung
Yumbehoa-Elixir
 Vorrätig à Fl. 3 Mk. in der
MOHREN-APOTHEKE, REGENSBURG 178
 Depot in Berlin: **Salzmann's Apotheke.**

VERFASSEN v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vorläufigen Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke im Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.
 15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
 Modernes Verlagsbureau Curt Wiewel.

Insertionspreis für die 1spaltige Nonparelle-Zelle 75 Pfg.

Offene Anstalt für Nervenkrankte Naunhof b. Leipzig

inmitten ausgedehnter Staatswaldungen.
 Spezialabteilung für jugendliche Psychisch-Nervöse besserer Stände.
 Aller Komfort: Elektrische Beleuchtung, Warmwasserzentralheizung, vorzüglic. Trinkwasserleitung; alle modernen Kurmittel. Prospekte vom ärztlichen Leiter **Dr. R. Götze**.
 Tel.: Dr. Götze, Naunhof. Tel.: Leipzig 5783, Naunhof 35.

Bestellungen
 auf die

Einbanddecke

zum 49. Bande der „Zukunft“
 (Nr. 1—15. I. Quartal des XIII. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung entgegengenommen.

Kurt Schaefer **Cotillon- und Carneval-**
 BERLIN W. • Kronenstr. 49 I. **Artikel.**



Für Inserate verantwortlich: Rob. König, Druck von G. Herrstein in Berlin.